



Leseprobe

Donna Tartt

Die geheime Geschichte Roman

»Donna Tartt gehört zu den ganz Großen der amerikanischen Literatur.« *Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 16. Oktober 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Buch

Richard Papen stammt aus einfachen Verhältnissen. In einem kalifornischen Provinznest geboren, träumt er von nichts anderem, als von dort weg zu kommen. Endlich gelingt es ihm, ein Stipendium für das College von Hampden in Vermont zu erhalten, und die Welt, der er dort begegnet, schlägt ihn vom ersten Augenblick an in ihren Bann. Besonders fasziniert ist Richard von einer Gruppe fünf junger Studenten, die sich zusammen mit ihm bei dem verschrobenen Griechischprofessor Julian Morrow eingeschrieben haben. Da ist Henry, der Sohn reicher Eltern und heimlicher Kopf des Zirkels, da ist Francis, der leicht dekadente und blasierte Erbe eines großen Vermögens, da sind Charles und Camilla, die Zwillinge, die seit dem Tod ihrer Eltern von den Zuwendungen ihrer Großmutter leben, und schließlich Edmund, von allen »Bunny« genannt, der lebenswürdige Schnorrer, der stets auf großem Fuße lebt, ohne je einen Pfennig in der Tasche zu haben. Gemeinsam mit ihnen paukt Richard Griechisch, zusammen mit ihnen huldigt er dem täglichen Alkohol, in ihrem Kreis verbringt er wunderbare Wochenenden auf Francis' feudalem Landsitz. Doch bald spürt er, dass unter der Oberfläche unverbrüchlicher Freundschaft Spannungen bestehen und dass ein furchtbares Geheimnis auf seinen Freunden lastet – ein Geheimnis, das auch ihn mehr und mehr in einen dunklen, mörderischen Sog reißt ...

Weitere Informationen zu Donna Tartt
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel
»The Secret History« bei Alfred A. Knopf, New York.

Die Übersetzung der Stelle aus »The Waste Land« wurde dem Band
T.S. Eliot, »Das wüste Land«, übertragen von Ernst Robert Curtius,
Insel Verlag Leipzig, 1990, entnommen.

Das Zitat aus der »Orestie« wurde dem Band Aischylos, »Die Orestie«,
deutsch von Emil Staiger, Reclam, Stuttgart, entnommen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

7. Auflage

Neuausgabe November 2017

Copyright © der Originalausgabe 1992 by Donna Tartt

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1993

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: arcangel/© Alison Burford

Th · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48733-2

www.goldmann-verlag.de

*Für Bret Easton Ellis,
dessen Großzügigkeit mein Herz
immer erwärmen wird;
und für Paul Edward McGloin,
Muse und Mäzen:
Ich kann nicht hoffen, je einen lieberen Freund
auf dieser Welt zu finden.*

Ich frage nun nach der Entstehung des Philologen
und behaupte

1. der junge Mensch kann gar nicht wissen, wer
Griechen und Römer sind,
2. er weiß nicht ob er zu ihrer Erforschung sich
eignet ...

FRIEDRICH NIETZSCHE
Unzeitgemäße Betrachtungen

So kommt und lasst uns eine Mußestunde mit Ge-
schichtenerzählen zubringen, und unsere Geschichte
sei die Erziehung unserer Helden.

PLATO
Die Republik, Buch II

PROLOG

Der Schnee in den Bergen schmolz schon, und Bunny war seit ein paar Wochen tot, ehe uns der Ernst unserer Lage allmählich dämmerte. Er war zehn Tage tot gewesen, als sie ihn gefunden hatten, wissen Sie. Es war eine der größten Suchaktionen nach einem Vermissten in der Geschichte Vermonts – Staatspolizei, FBI, sogar ein Hubschrauber der Army; das College geschlossen, die Färberei in Hampden dichtgemacht; Leute, die aus New Hampshire, aus dem Staat New York, sogar noch aus Boston herbeikamen.

Es ist schwer zu glauben, dass Henrys bescheidener Plan diesen unvorhergesehenen Ereignissen zum Trotz so gut funktionierte. Wir hatten nicht die Absicht gehabt, die Leiche an einem unauffindbaren Ort zu verstecken. Genau genommen hatten wir sie überhaupt nicht versteckt, sondern einfach liegen gelassen, wo sie hingefallen war, in der Hoffnung darauf, dass irgendein Passant das Pech haben würde, über sie zu stolpern, ehe irgendjemand überhaupt gemerkt hatte, dass Bunny verschwunden war. Es war eine Geschichte, die sich selbst erzählte, einfach und gut: die losen Steine, der Leichnam am Grunde der Schlucht mit gebrochenem Hals, die schlammigen Rutschspuren von auf dem Weg nach unten in den Boden gestemmt Fersen – ein Wanderunfall, nicht mehr, nicht weniger, und dabei hätte man es belassen können, bei ein paar stillen Tränen und einer kleinen Beerdigung, wäre da nicht der Schnee gewesen, der in dieser Nacht fiel; der deckte ihn spurlos zu, und zehn Tage später, als es schließlich taute, da sahen die Staatspolizisten und das FBI und die Suchmannschaften aus der Stadt, dass sie allesamt über der Leiche hin und her gelaufen waren, bis der Schnee darüber wie Eis zusammengepresst worden war.

Es fällt schwer zu glauben, dass es zu einem solchen Aufruhr wegen einer Tat kam, für die ich teilweise verantwortlich war, und es fällt noch schwerer zu glauben, dass ich dort mitten hindurchspaziert bin – durch die Kameras, die Uniformen, die schwarzen Scharen, die auf dem Mount Cataract wimmelten wie Ameisen in einer Zuckerschüssel –, ohne auch nur dem Funken eines Verdachts zu begegnen. Aber durch das alles hindurchzuspazieren war eine Sache; davonzuspazieren hat sich leider als eine völlig andere erwiesen, und obwohl ich mal dachte, ich hätte diese Schlucht an einem Aprilmittwoch vor langer Zeit für immer verlassen, bin ich da jetzt nicht mehr so sicher. Jetzt, wo die Suchtrupps weg sind und das Leben um mich herum wieder still geworden ist, weiß ich, dass ich mir vielleicht jahrelang eingebildet habe, woanders zu sein, dass ich aber in Wirklichkeit die ganze Zeit da war: oben am Rand der Schlucht, bei den schlammigen Wagenspuren im neuen Gras, wo der Himmel dunkel ist über den zitternden Apfelblüten und wo der erste Frosthaut des Schnees, der in der Nacht fallen wird, schon in der Luft hängt.

Was macht ihr denn hier oben?, hatte Bunny überrascht gefragt, als er uns vier sah, wie wir ihn erwarteten.

Na, wir suchen nach neuen Farnen, hatte Henry gesagt.

Und nachher standen wir flüsternd im Unterholz – ein letzter Blick auf die Leiche und ein letzter Blick in die Runde, keine Schlüssel fallen gelassen, keine Brille verloren, hat jeder alles? – und gingen dann im Gänsemarsch durch den Wald, und ich warf noch einen Blick zurück durch die Schösslinge, die sich hinter mir wieder aufrichteten und den Pfad verschlossen. Und so wie ich mich an den Rückweg und an die ersten einsamen Schneeflocken erinnere, die durch die Fichten heruntergeweht kamen, daran, wie wir dankbar nacheinander in den Wagen kletterten und die Straße hinunterfuhren wie eine Familie in den Ferien, wobei Henry mit zusammengebissenen Zähnen durch die Schlaglöcher fuhr und wir anderen, über die Lehne gebeugt, plauderten wie die Kinder, so wie

ich mich nur zu gut an die lange, schreckliche Nacht erinnere, die vor uns lag, und an die langen, schrecklichen Tage und Nächte, die darauf folgten, so brauche ich bis heute nur einen Blick über die Schulter zu werfen, und all die Jahre fallen von mir ab, und ich sehe sie wieder hinter mir, die Schlucht, wie sie sich in lauter Grün und Schwarz zwischen den Schösslingen erhebt, ein Bild, das mich nie verlassen wird.

Ich nehme an, es gab eine Zeit in meinem Leben, da hätte ich eine beliebige Anzahl von Geschichten gewusst, aber jetzt gibt es keine andere mehr. Dies ist die einzige Geschichte, die ich je werde erzählen können.

BUCH EINS

ERSTES KAPITEL

Gibt es – außer in der Literatur – wirklich so etwas wie den »Keim des Verderbens«, diesen auffälligen dunklen Riss, der sich mitten durch ein Leben zieht? Ich dachte immer, es gebe ihn nicht. Jetzt denke ich, es gibt ihn doch. Und ich denke, bei mir ist es dies: das morbide Verlangen nach dem Pittoresken um jeden Preis.

A moi. L'histoire d'une de mes folies.

Mein Name ist Richard Papen. Ich bin achtundzwanzig Jahre alt, und ich hatte New England oder Hampden College nie gesehen, bis ich neunzehn war. Ich bin Kalifornier von Geburt und, wie ich kürzlich herausgefunden habe, auch von Natur aus. Das Letztere ist etwas, das ich erst jetzt zugebe, im Nachhinein. Nicht, dass es darauf ankäme. Aufgewachsen bin ich in Plano, einer Kleinstadt im Norden, die von der Chip-Industrie lebt. Keine Geschwister. Mein Vater führte eine Tankstelle, und meine Mutter war zu Hause, bis ich heranwuchs und die Zeiten härter wurden und sie als Telefonistin in der Verwaltung einer der großen Chip-Fabriken außerhalb von San José arbeiten ging.

Plano. Das Wort beschwört Drive-ins herauf, Bungalowsiedlungen, Hitzeflimmern über dem Asphalt der Straßen. Die Jahre dort haben mir nie viel bedeutet; eine entbehrliche Vergangenheit, wegwerfbar wie ein Plastikbecher. Was vermutlich ein sehr großes Geschenk war, in gewisser Hinsicht. Als ich von zu Hause wegging, konnte ich mir eine neue, sehr viel befriedigendere Geschichte zulegen, geprägt von einem ebenso außerordentlichen wie klischeehaften Milieu: eine farbenprächtige Vergangenheit, leicht zugäng-

lich für jeden Fremden. Der Glanz dieser fiktiven Kindheit – voller Swimmingpools und Orangenhaine und mit verlotterten, aber bezaubernden Eltern aus dem Showbusiness – hat das triste Original so gut wie überlagert. Ja, wenn ich über meine wirkliche Kindheit nachdenke, bin ich außerstande, mir davon viel mehr als ein betrübliches Gewirr von Gegenständen in Erinnerung zu rufen: die Turnschuhe, die ich das ganze Jahr über trug, Malbücher aus dem Supermarkt und den zerdrückten alten Fußball, den ich zu den Spielen in der Nachbarschaft beisteuerte – wenig Interessantes, noch weniger Schönes. Ich war still, groß für mein Alter, hatte eine Neigung zu Sommersprossen. Ich hatte nicht viele Freunde, aber ob das auf mich oder auf die Umstände zurückzuführen war, weiß ich nicht. In der Schule war ich, wie es scheint, gut, aber nicht außergewöhnlich gut; ich las gern – *Tom Swift*, die Bücher von Tolkien –, aber ich sah auch gern fern und tat es reichlich, ausgestreckt auf dem Teppich in unserem leeren Wohnzimmer an den langen, langweiligen Nachmittagen nach der Schule.

Ich kann mich ehrlich nicht an viel mehr aus diesen Jahren erinnern – abgesehen von einer gewissen Stimmung, die sie größtenteils durchdrang, einem melancholischen Gefühl, das ich damit assoziiere, dass ich sonntagabends »Die wunderbare Welt des Walt Disney« sehe. Der Sonntag war ein trauriger Tag – früh zu Bett, am nächsten Morgen zur Schule und die beständige Sorge, dass meine Hausaufgaben nicht in Ordnung waren –, aber wenn ich sah, wie das Feuerwerk im Nachthimmel über den flutlichtbestrahlten Schlössern von Disneyland hochging, erfüllte mich geradezu ein Gefühl der Beklemmung, des Gefangenseins im öden Rund von Schule und Zuhause. Mein Vater war gemein, unser Haus hässlich, und meine Mutter kümmerte sich wenig um mich; meine Kleider waren billig, mein Haarschnitt zu kurz, und niemand in der Schule schien mich besonders zu mögen, und da all das so lange galt, wie ich mich erinnern konnte, glaubte ich, dass es zweifellos in alle Zukunft in diesem deprimieren-

den Stil so weitergehen würde. Kurz: Ich hatte das Gefühl, dass mein Leben auf irgendeine subtile, aber grundlegende Weise befleckt war.

Vermutlich ist es insofern nicht merkwürdig, dass ich mein Leben nur schwer mit dem meiner Freunde in Einklang bringen kann – oder zumindest mit ihrem Leben, wie ich es wahrnehme. Charles und Camilla sind Waisen (wie habe ich mich nach diesem harten Schicksal geseht!), von Großmüttern und Großtanten in einem Haus in Virginia aufgezogen: eine Kindheit, die ich mir gern vorstelle, mit Pferden und Flüssen und Süßharzbäumen. Und Francis: Seine Mutter war erst siebzehn, als sie ihn bekam – ein dünnblütiges, kapriziöses Mädchen mit rotem Haar und einem reichen Daddy, das mit dem Schlagzeuger von *Vance Vane and His Musical Swains* durchbrannte. Drei Wochen später war sie wieder zu Hause, sechs Wochen später wurde die Ehe annulliert, und die Großeltern zogen sie, wie Francis gern sagt, Geschwistern gleich auf, ihn und seine Mutter, zogen sie in so großmütigem Stil auf, dass selbst die Klatschweiber beeindruckt waren – englische Kinderfrauen und Privatschulen, Sommer in der Schweiz, Winter in Frankreich. Oder nehmen Sie sogar den gutmütigen alten Bunny, wenn Sie wollen. Keine Kindheit mit Blazer und Tanzunterricht, ebenso wenig wie bei mir, aber doch eine amerikanische Kindheit: der Sohn eines Football-Stars aus Clemson, der Banker geworden war, vier Brüder und keine Schwester in einem lärmerfüllten Haus in einem Vorort, Segelboote, Tennisschläger und Golden Retriever; die Sommer dann auf Cape Cod, Internat bei Boston, endlose Picknicks in der Football-Saison – eine Erziehung, die man Bunny in jeder Hinsicht anmerkte, angefangen bei seinem Händedruck bis zu seiner Art, einen Witz zu erzählen.

Ich aber hatte nichts mit ihnen gemeinsam – und das ist bis heute nicht anders –, nichts außer meinen Griechischkenntnissen und dem Jahr, das ich in ihrer Gesellschaft verbracht habe. Und selbst wenn mir klar ist, dass dies im Lichte der Geschichte, die

ich erzählen werde, merkwürdig klingen mag, außer vielleicht der Liebe – wenn denn Liebe etwas ist, das man gemeinsam hat.

Wie fange ich an?

Nach der Highschool ging ich auf ein kleines College in meiner Heimatstadt (meine Eltern waren dagegen; sie erwarteten, das war unmissverständlich klargemacht worden, dass ich meinem Vater in der Tankstelle half, und das war einer der vielen Gründe, weshalb ich so sehr darauf brannte, aufs College zu gehen), und in den zwei Jahren dort studierte ich Altgriechisch. Nicht dass ich diese Sprache besonders geliebt hätte; aber ich wollte ein vormedizinisches Examen machen (Geld, müssen Sie wissen, war die einzige Möglichkeit für mich, mein Schicksal zu verbessern, und Ärzte verdienen bekanntlich eine Menge Geld), und mein Studienberater hatte vorgeschlagen, für das erforderliche geisteswissenschaftliche Nebenfach eine Sprache zu nehmen; und weil der Griechischunterricht zufällig nachmittags stattfand, belegte ich Griechisch, damit ich montags ausschlafen konnte. Es war eine absolut willkürliche und doch, wie sich zeigen sollte, schicksalhafte Entscheidung.

Meine Leistungen in Griechisch waren gut, ja exzellent, und ich gewann im letzten Jahr sogar einen Preis der Altsprachlichen Fakultät. Mein Lieblingskurs war es deshalb, weil es in einem richtigen Klassenzimmer stattfand – keine Gläser mit Kuhherzen, kein Geruch von Formaldehyd, keine Käfige mit kreischenden Affen. Anfangs hatte ich gedacht, mit harter Arbeit könnte ich die fundamentale Empfindlichkeit und Abneigung gegen meinen Beruf überwinden und mit noch härterer Arbeit könnte ich vielleicht sogar so etwas wie Begabung dafür simulieren. Aber das war nicht der Fall. Die Monate vergingen, und ich blieb desinteressiert, wenn nicht sogar regelrecht angeekelt von meinem Studium der Biologie; meine Noten waren schlecht, und Lehrer und Klassenkameraden betrachteten mich mit Verachtung. In einer Geste, die sogar mir selbst wie eine unheilträchtige Pyrrhus-Geste erschien, wechselte ich zu englischer Literatur als Hauptfach, ohne meinen

Eltern etwas davon zu sagen. Ich spürte, dass ich mir damit selbst die Kehle durchschnitt, dass es mir auf jeden Fall schrecklich leidtun würde, schließlich war es besser, auf einem lukrativen Gebiet zu versagen, als in einem Fach Erfolg zu haben, von dem mein Vater (der weder von finanziellen noch von akademischen Dingen etwas verstand) versichert hatte, dass es höchst unprofitabel sei – einem Fach, das unweigerlich dazu führen würde, dass ich für den Rest meines Lebens zu Hause herumhängen und ihn um Geld anbetteln würde, Geld, das er mir, wie er mit Nachdruck versicherte, nicht zu geben beabsichtigte.

Ich studierte also Literatur, und es gefiel mir besser. Aber mit meiner Heimatstadt kam ich immer weniger zurecht. Ich glaube nicht, dass ich die Verzweiflung erklären kann, die dieser Ort in mir hervorrief. Zwar habe ich inzwischen den Verdacht, dass ich angesichts der Umstände und meiner inneren Natur überall unglücklich gewesen wäre, in Biarritz genauso wie in Caracas oder auf Capri, aber damals war ich davon überzeugt, dass mein Unglücklichsein allein jener Stadt zuzuschreiben war. Vielleicht stimmte das auch zum Teil. Milton hat wohl bis zu einem gewissen Grad recht – der Geist ist ein eigener Ort und kann in sich die Hölle zum Himmel machen und so weiter –, aber es ist dennoch unbestreitbar, dass die Gründer von Plano ihre Stadt nicht gerade nach dem Paradies geformt hatten. Auf der Highschool machte ich es mir zur Gewohnheit, nach der Schule in Einkaufszentren herumzuspazieren, durch strahlend helle, kühle Geschosse zu taumeln, bis ich so geblendet war von Waren und Produkt-Codes, von Gängen und Rolltreppen, von Spiegeln und Musikberieselung und Lärm und Licht, dass in meinem Gehirn eine Sicherung durchbrannte und auf einmal alles völlig unverständlich wurde: wie Farbe ohne Form, wie ein Gestammel unzusammenhängender Moleküle. Dann wanderte ich wie ein Zombie zum Parkplatz und fuhr zum Baseballstadion, wo ich aber nicht mal ausstieg, sondern mit den Händen am Lenkrad im Wagen sitzen blieb und auf den

Stahlzaun und das gelbe Wintergras starrte, bis die Sonne unterging und es so dunkel wurde, dass ich nichts mehr sehen konnte.

Zwar hatte ich die konfuse Vorstellung, dass meine Unzufriedenheit bohemehafter, unbestimmt marxistischer Natur sei (als Teenager spielte ich töricht den Sozialisten, hauptsächlich um meinen Vater zu ärgern), aber in Wirklichkeit begriff ich sie nicht annähernd, und ich wäre wütend geworden, wenn mir jemand gesagt hätte, wie sehr sie in Wirklichkeit puritanischen Ursprungs war. Vor Kurzem habe ich in einem alten Notizbuch folgende Zeilen gefunden, geschrieben, als ich ungefähr achtzehn war: »Für mich umgibt diesen Ort ein fauliger Geruch, der faulige Geruch, den reife Früchte verströmen. Nirgendwo sind die scheußlichen Mechanismen von Geburt und Paarung und Tod – diese monströsen Aufwerfungen des Lebens, die die Griechen *miasma*, Gifthauch, nennen – jemals so roh oder auch so hübsch kaschiert gewesen, haben so viele Menschen ihr Vertrauen in Lügen gesetzt, in Unbeständigkeit, in den Tod Tod Tod.«

Das ist, glaube ich, ziemlich starker Tobak. Wie das klingt, wäre ich, wenn ich in Kalifornien geblieben wäre, schließlich in einer Sekte gelandet oder hätte zumindest meine Ernährung irgendwelchen gespenstischen Einschränkungen unterworfen. Ich erinnere mich, dass ich um die gleiche Zeit etwas über Pythagoras las und ein paar seiner Ideen auf wunderliche Weise ansprechend fand – weiße Kleidung zu tragen, beispielsweise, oder die Abstinenz von allen Speisen, die eine Seele haben.

Aber stattdessen landete ich an der Ostküste.

Nach Hampden kam ich durch einen Winkelzug des Schicksals. Eines Abends im Verlauf langer Thanksgiving-Ferien mit schlechtem Wetter, Preiselbeeren aus der Dose und eintönig hindröhnenden Baseballspielen im Fernsehen ging ich nach einem Streit mit meinen Eltern auf mein Zimmer (worum es dabei ging, weiß ich nicht mehr, aber wir hatten immer Streit, um Geld und um die Schule), und ich wühlte in meinem Schrank und suchte meine Ja-

cke, als sie herausgeflattert kam: eine Broschüre vom Hampden College, Hampden, Vermont.

Sie war zwei Jahre alt, diese Broschüre. Auf der Highschool hatten mir viele Colleges Infomaterial geschickt, weil meine Ergebnisse bei den Studieneignungstests ziemlich gut gewesen waren (leider nicht gut genug, um auf irgendein nennenswertes Stipendium hoffen zu dürfen), und die Broschüre hier hatte ich das letzte Schuljahr über in meinem Geometriebuch aufbewahrt.

Ich weiß nicht, weshalb sie in meinem Wandschrank war. Vermutlich hatte ich sie aufgehoben, weil sie so hübsch war. Im letzten Schuljahr hatte ich Dutzende Stunden damit zugebracht, die Fotos zu studieren, als brauchte ich sie nur lange und sehnsüchtig genug anzustarren, und schon würde ich durch eine Art Osmose in ihre klare, reine Stille entrückt werden. Noch heute erinnere ich mich an diese Bilder wie an die Bilder in einem Märchenbuch, das man als Kind geliebt hat. Strahlende Wiesen, dunstige Berge in der Ferne; knöcheltief das Laub auf einer windüberwehten Herbststraße; Reisigfeuer und Nebel in den Tälern; Cellos, dunkle Fensterscheiben, Schnee.

Hampden College, Hampden, Vermont. Gegründet 1895. (Das allein war schon staunenswert; in Plano kannte ich nichts, was lange vor 1962 gegründet worden wäre.) Studentenzahl: 500. Koedukation. Progressiv. Spezialisiert auf die Geisteswissenschaften. Äußerst wählerisch. »Hampden bietet einen abgerundeten Studiengang in den Geisteswissenschaften und strebt damit nicht nur danach, den Studenten solide Grundkenntnisse im Gebiet ihrer Wahl zu vermitteln, sondern darüber hinaus einen Einblick in alle Disziplinen westlicher Kunst, Zivilisation und Gedankenwelt. Wir hoffen das Individuum dabei nicht nur mit Fakten auszustatten, sondern mit dem Grundstock der Weisheit.«

Hampden College, Hampden, Vermont. Schon der Name klang wie eine strenge, anglikanische Kadenz, zumindest in meinen Ohren mit ihrer hoffnungslosen Sehnsucht nach England und ihrer

Taubheit für die süßen, dunklen Rhythmen kleiner Missionsstädte. Lange Zeit betrachtete ich das Bild eines Gebäudes, das sie »Commons« nannten. Es war eingetaucht in ein schwaches, akademisches Licht – anders als Plano, anders als alles, was ich je gekannt hatte –, ein Licht, das mich an endlose Stunden in staubigen Bibliotheken denken ließ, an alte Bücher und an Stille.

Meine Mutter klopfte an die Tür und rief meinen Namen. Ich antwortete nicht. Ich riss das Anforderungsformular hinten aus der Broschüre und fing an, es auszufüllen. *Name*: John Richard Papen. *Adresse*: 4487 Mimosa Court, Plano, Kalifornien. Wünschen Sie Informationen über Möglichkeiten finanzieller Unterstützung? Ja (natürlich). Und ich schickte es am nächsten Morgen ab.

Die folgenden Monate waren ein endloser, öder Papierkrieg, immer wieder unentschieden, ein Grabenkampf. Mein Vater weigerte sich, die Anträge auf Studienbeihilfe auszufüllen; in meiner Verzweiflung stahl ich schließlich seine Steuerbescheide aus dem Handschuhfach seines Toyota und machte es selbst. Wieder warten. Dann eine Mitteilung vom Zulassungsdekanat. Es sei ein Vorstellungsgespräch erforderlich, und wann ich nach Vermont fliegen könne? Ich konnte mir den Flug nicht leisten, und das schrieb ich ihnen. Wieder warten, wieder ein Brief. Das College werde mir die Reisekosten erstatten, wenn ihr Stipendienantrag akzeptiert werde. Inzwischen war die Beihilfeberechnung eingetroffen. Der Beitrag, den meine Familie zahlen sollte, war höher, als mein Vater sich angeblich leisten konnte, und er weigerte sich, ihn zu übernehmen. In dieser Art zog sich der Guerillakrieg über acht Monate hin. Noch heute begreife ich die Kette der Ereignisse, die mich nach Hampden brachte, nicht vollständig. Mitfühlende Professoren schrieben Briefe; Ausnahmen der unterschiedlichsten Art wurden meinerwegen gemacht. Und knapp ein Jahr nachdem ich mich auf den goldbraunen Plüschteppich in meinem Zimmerchen in Plano gesetzt und impulsiv den Fragebogen ausgefüllt hatte, stieg ich mit zwei Koffern und fünfzig Dollar in Hampden aus dem Bus.

Ich war nie östlich von Santa Fe, nie nördlich von Portland gewesen, und als ich nach einer langen, bangen Nacht, die irgendwo in Illinois begonnen hatte, aus dem Bus stieg, war es sechs Uhr morgens, und die aufgehende Sonne schien auf Berge und Birken und unglaublich grüne Wiesen; und für mich, benommen von der Nacht und der Schlaflosigkeit und drei Tagen auf der Landstraße, war es wie ein Land aus einem Traum.

Die Wohnheime waren überhaupt keine Wohnheime – jedenfalls nicht Wohnheime, wie ich sie kannte, aus Hohlblocksteinen und mit deprimierendem Neonlicht –, sondern weiße Schindelhäuser mit grünen Fensterläden, die ein Stück weit abseits vom Commons in Ahorn- und Eschenwäldchen standen. Trotzdem wäre ich nie auf die Idee gekommen, dass mein eigenes Zimmer, wo immer es sein mochte, irgendetwas anderes als hässlich und enttäuschend sein könnte, und es war fast ein Schock, als ich es das erste Mal sah – ein weißer Raum mit großen, nach Norden gerichteten Fenstern, mönchshaft kahl, mit narbigem Eichenholzfußboden und einer schrägen Decke wie in einer Turmstube. An meinem ersten Abend dort saß ich in der Dämmerung auf dem Bett, während die Wände langsam erst grau, dann golden, dann schwarz wurden, und lauschte einer schwindelerregend auf- und absteigenden Sopranstimme irgendwo am anderen Ende des Korridors, bis das Licht schließlich völlig verschwunden war und der ferne Sopran in der Dunkelheit immer weiter seine Spiralen zog wie ein Engel des Todes, und ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich je weiter weg gefühlt hätte von den flach gestreckten Konturen des staubigen Plano als an jenem Abend.

Die ersten Tage vor Unterrichtsbeginn verbrachte ich allein in meinem weiß gestrichenen Zimmer und in den leuchtenden Wiesen von Hampden. Und ich war glücklich in diesen ersten Tagen, wie ich es wirklich noch nie gewesen war, als ich nun wie ein Schlafwandler umherstreifte, benommen und trunken von lauter Schönheit. Eine Gruppe rotwangiger Mädchen mit flatternden

Pferdeschwänzen beim Fußballspielen, ihr Rufen und Lachen, das schwach über das samtige, zwielichtige Feld wehte. Bäume, knarrend unter der Last der Äpfel, und Fallobst, rot im Gras darunter, das mit schwerem, süßem Duft verfaulte, und das stete Summen der Wespen ringsum. Der Uhrturm am Commons: efeubedeckte Ziegelmauern, ein weißer Turm, wie verzaubert in diesiger Ferne. Der Schreck, als ich das erste Mal nachts eine Birke sah, wie sie in der Dunkelheit vor mir auftrat, kühl und schlank wie ein Geist. Und die Nächte von unvorstellbarer Majestät: schwarz und windig und gewaltig, ungeordnet und wild die Sterne.

Ich hatte vor, mich wieder für Griechisch einzuschreiben – es war die einzige Sprache, die ich ein wenig beherrschte. Aber als ich das dem Studienberater sagte, dem man mich zugewiesen hatte – einem Französischlehrer namens Georges Laforgue mit olivfarbener Haut und einer schmalen Nase mit länglichen Nasenlöchern wie bei einer Schildkröte –, da lächelte er nur und drückte die Fingerspitzen zusammen. »Ich fürchte, da kann es ein Problem geben«, sagte er, und sein Englisch hatte einen Akzent.

»Wieso?«

»Es gibt nur einen Lehrer für Altgriechisch hier, und er ist sehr eigen mit seinen Studenten.«

»Ich habe zwei Jahre Griechisch gelernt.«

»Das wird wahrscheinlich keinen Unterschied ausmachen. Außerdem, wenn Sie Ihr Examen in englischer Literatur machen wollen, brauchen Sie eine moderne Sprache. Es ist immer noch Platz in meinem Grundkurs Französisch, und bei Deutsch und Italienisch lässt sich auch noch etwas machen. Die Spanischklassen« – er konsultierte seine Liste –, »die Spanischklassen sind größtenteils voll, aber wenn Sie möchten, rede ich ein Wort mit Mr. Delgado.«

»Vielleicht könnten Sie stattdessen mit dem Griechischlehrer sprechen.«

»Ich weiß nicht, ob es etwas nützen würde. Er nimmt nur eine

begrenzte Zahl von Studenten an. Eine *sehr* begrenzte Zahl. Außerdem geschieht die Auswahl meiner Meinung nach eher auf persönlicher als auf akademischer Basis.«

In seinem Ton lag ein Hauch von Sarkasmus und außerdem die Andeutung, dass er, falls es mir recht wäre, dieses spezielle Thema lieber nicht weiterverfolgen würde.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte ich.

In Wahrheit glaubte ich es durchaus zu wissen. Laforgues Antwort überraschte mich. »Es ist nichts Derartiges«, sagte er. »Selbstverständlich ist er ein ausgezeichnete Gelehrter. Zufällig ist er auch ganz charmant. Aber er hat ein paar meiner Ansicht nach sehr merkwürdige Vorstellungen vom Unterrichten. Er und seine Studenten haben buchstäblich keinen Kontakt zum Rest der Fakultät. Ich weiß nicht, weshalb man seine Kurse weiter im allgemeinen Vorlesungsverzeichnis aufführt – das ist irreführend; jedes Jahr gibt es die gleiche Verwirrung deshalb; praktisch gesehen ist sein Seminar geschlossen. Wie ich höre, muss man, um bei ihm zu studieren, die richtigen Dinge gelesen haben und ähnliche Ansichten vertreten wie er. Schon mehrmals sind Studenten wie Sie abgewiesen worden, auch wenn sie schon früher eine klassische Sprache studiert hatten. Was mich betrifft« – er hob eine Braue –, »wenn ein Student lernen will, was ich lehre, und wenn er qualifiziert ist, dann nehme ich ihn in meinen Kurs auf. Sehr demokratisch, nicht? So ist es am besten.«

»Kommt so etwas hier oft vor?«

»Natürlich. Schwierige Lehrer gibt es an jeder Schule. Und viele« – zu meiner Überraschung senkte er die Stimme –, »viele hier, die sehr viel schwieriger sind als er. Wengleich ich Sie bitten muss, mich damit nicht zu zitieren.«

»Natürlich nicht.« Ich war ein bisschen verblüfft über diese plötzliche Vertraulichkeit.

»Wirklich, es ist ziemlich wichtig, dass Sie es nicht tun.« Er beugte sich vor und flüsterte, und sein winziger Mund bewegte sich dabei

kaum. »Ich muss darauf bestehen. Vielleicht ist es Ihnen nicht bewusst, aber ich habe ein paar schreckliche Feinde hier. Sogar – auch wenn Sie das vielleicht kaum glauben – sogar *hier in meinem eigenen Fachbereich*. Außerdem«, fuhr er in normalerem Ton fort, »ist er ein Sonderfall. Er unterrichtet hier seit vielen Jahren und lässt sich für seine Arbeit nicht einmal bezahlen.«

»Warum nicht?«

»Er ist reich. Sein Gehalt stiftet er dem College; er nimmt, glaube ich, aus steuerlichen Gründen einen Dollar pro Jahr.«

»Oh«, sagte ich. Ich war zwar erst ein paar Tage in Hampden, aber ich war bereits an die offiziellen Berichte über finanzielle Engpässe, begrenzte Mittelausstattung und Kürzungen gewöhnt.

»Nehmen Sie mich dagegen«, sagte Laforgue. »Ich unterrichte durchaus gern, aber ich habe eine Frau und eine Tochter, die in Frankreich zur Schule geht – da kommt einem das Geld gerade recht, nicht wahr?«

»Vielleicht spreche ich trotzdem mit ihm.«

Laforgue zuckte die Achseln. »Sie können es versuchen. Aber ich rate Ihnen, sich nicht anzumelden, denn wahrscheinlich wird er Sie dann nicht empfangen. Sein Name ist Julian Morrow.«

Ich war nicht besonders versessen darauf gewesen, Griechisch zu nehmen, aber was Laforgue da erzählt hatte, faszinierte mich. Ich ging nach unten und betrat das erste Büro, das ich sah. Eine dünne, säuerlich aussehende Frau mit welken blonden Haaren saß am Schreibtisch im Vorzimmer und aß ein Sandwich.

»Ich habe Mittagspause«, sagte sie. »Kommen Sie um zwei wieder.«

»Entschuldigung. Ich suche nur das Zimmer eines Lehrers.«

»Na, ich bin die Collegesekretärin, nicht die Information. Aber vielleicht weiß ich's trotzdem. Wer ist es denn?«

»Julian Morrow.«

»Oh, der?«, sagte sie überrascht. »Was wollen Sie von ihm? Er ist oben, nehme ich an, im Lyzeum.«

»In welchem Zimmer?«

»Ist der einzige Lehrer da. Hat es gern still und friedlich. Sie werden ihn schon finden.«

Tatsächlich war es ganz und gar nicht einfach, das Lyzeum zu finden. Es war ein kleines Gebäude am Rande des Campus, alt und dermaßen mit Efeu bewachsen, dass es von der Landschaft ringsherum fast nicht zu unterscheiden war. Im Erdgeschoss lagen Hörsäle und Seminarräume, allesamt leer, mit sauberen Wandtafeln und frisch gebohnerten Fußböden. Hilflos wanderte ich umher, bis ich schließlich in der hinteren Ecke des Hauses, klein und schlecht beleuchtet, die Treppe entdeckte.

Oben stieß ich auf einen langen, verlassenem Korridor. Genussvoll hörte ich das Knarren meiner Schuhe auf dem Linoleum, als ich beherzt hindurchmarschierte und auf den geschlossenen Türen nach Namen oder Zahlen suchte, bis ich zu einer kam, an der ein Schildrahmen aus Messing angebracht war; darin steckte eine geprägte Karte mit der Aufschrift JULIAN MORROW. Ich blieb einen Moment stehen und klopfte dann dreimal kurz.

Ein paar Augenblicke vergingen, und dann öffnete die weiße Tür sich einen Spaltbreit. Ein Gesicht schaute zu mir heraus. Es war ein kleines, weises Gesicht, wach und aufmerksam, und obwohl gewisse Züge Jugendlichkeit andeuteten – der elfenhafte Aufwärtsbogen der Augenbrauen, die energischen Konturen von Nase und Kinn und Mund –, war es doch keineswegs ein junges Gesicht, und das Haar war schneeweiß. Ich bin nicht schlecht darin, das Alter anderer Leute zu erraten, aber seines hätte ich nicht annähernd treffen können.

Ich stand für einen Moment einfach da, während seine blauen Augen mich verblüfft anblinzelten.

»Was kann ich für Sie tun?« Die Stimme klang vernünftig und freundlich, wie nette Erwachsene manchmal Kindern gegenüber klingen.

»Ich ... also, mein Name ist Richard Papen ...«

Er legte den Kopf auf die andere Seite und blinzelte noch einmal mit strahlenden Augen, liebenswürdig wie ein Spatz.

»... und ich möchte in Ihre Altgriechisch-Klasse.«

Seine Miene verschloss sich. »Oh. Tut mir leid.« Sein Ton schien, es war kaum zu glauben, anzudeuten, dass es ihm wirklich leidtat, mehr noch als mir. »Ich wüsste nicht, was mir besser gefallen würde, aber leider ist meine Klasse bereits voll.«

Etwas an diesem anscheinend aufrichtigen Bedauern gab mir Mut. »Sicher gibt es doch da noch eine Möglichkeit«, sagte ich. »Ein Student mehr oder weniger ...«

»Es tut mir schrecklich leid, Mr. Papen«, sagte er, und es klang fast, als tröste er mich über den Tod eines lieben Freundes und als versuche er mir klarzumachen, dass er außerstande sei, mir in irgendeiner Weise zu helfen. »Aber ich habe mich auf fünf Studenten beschränkt, und es wäre mir ganz unvorstellbar, einen weiteren dazuzunehmen.«

»Fünf Studenten ist aber nicht sehr viel.«

Er schüttelte den Kopf, schnell und mit geschlossenen Augen, als wären Beschwörungen mehr, als er zu ertragen vermöchte.

»Wirklich, ich würde Sie zu gern nehmen, aber ich kann es nicht einmal in Betracht ziehen«, sagte er. »Es tut mir schrecklich leid. Würden Sie mich jetzt bitte entschuldigen? Ich habe eine Studentin hier.«

Mehr als eine Woche verging. Mein Unterricht fing an, und ich bekam einen Job bei einem Psychologieprofessor namens Dr. Roland. (Ich sollte ihm bei irgendwelchen unbestimmten »Forschungen« helfen, deren Natur ich aber nie herausbekam; er war ein alter, benebelter, unordentlich aussehender Knabe, ein Behaviorist, der die meiste Zeit über im Lehrerzimmer herumlungerte.) Und ich fand ein paar Freunde, die meisten davon Erstsemester, die in meinem Haus wohnten. *Freunde* ist vielleicht kein ganz zutreffendes Wort. Wir aßen zusammen, und wir sahen einander kommen und ge-

hen, aber hauptsächlich verband uns die Tatsache, dass keiner von uns irgendjemanden kannte – eine Situation, die einem damals nicht einmal unbedingt unangenehm vorkam. Bei den wenigen Leuten, die ich kennengelernt hatte, die schon seit einer Weile in Hampden waren, erkundigte ich mich, was es mit Julian Morrow auf sich habe.

Fast alle hatten schon von ihm gehört, und ich erhielt allerlei widersprüchliche, aber faszinierende Informationen: Er sei ein brillanter Mann; er sei ein Hochstapler; er habe kein College-Examen; er sei in den vierziger Jahren ein großer Intellektueller gewesen, befreundet mit Ezra Pound und T.S. Eliot; das Geld seiner Familie stamme aus einer Beteiligung an einer feinen Ostküstenbank oder, wie andere sagten, aus dem Erwerb von Pleite-Immobilien während der Depression; er habe sich in irgendeinem Krieg vor der Wehrpflicht gedrückt (was allerdings chronologisch schwer nachzuprüfen war); er habe Verbindungen zum Vatikan, zu einer abgesetzten Königsfamilie im Nahen Osten, zu Francos Spanien. Der Wahrheitsgehalt all dieser Spekulationen war natürlich nicht abzuschätzen, aber je mehr ich über Morrow hörte, desto größer wurde mein Interesse. Ich begann, auf dem Campus nach ihm und seiner kleinen Studentengruppe Ausschau zu halten. Es waren vier Jungen und ein Mädchen, und aus der Ferne betrachtet waren sie nicht weiter ungewöhnlich. Von Nahem gesehen aber erwiesen sie sich als fesselnde Truppe – zumindest für mich, der ich noch nie etwas Vergleichbares gesehen hatte.

Zwei der Jungen trugen Brillen, merkwürdigerweise von der gleichen Art: klein, altmodisch, rund und stahlgerändert. Der größere der beiden – und er war ziemlich groß, deutlich über eins achtzig – war dunkelhaarig und hatte ein eckiges Kinn und grobe, blasse Haut. Er hätte gut aussehen können, wenn seine Züge weniger verbissen oder wenn seine Augen hinter den Brillengläsern nicht so ausdruckslos und leer gewesen wären. Er trug dunkle englische Anzüge und hatte stets einen Regenschirm bei sich (ein

bizarrer Anblick in Hampden); er lief steif durch die Scharen von Hippies und Beatniks und Preppies und Punks und zeigte dabei die befangene Förmlichkeit einer alten Ballerina, was bei seiner Größe überraschte. »Henry Winter«, sagten meine Freunde, als ich auf ihn deutete, wie er in einiger Entfernung einen weiten Bogen um eine Gruppe Bongo-Spieler machte, die auf dem Rasen hockten.

Der – nicht viel – kleinere der beiden war ein nachlässiger Blonder, rotwangig und kaugummikauend, von unerschütterlicher Fröhlichkeit, die Fäuste stets tief in den Taschen der an den Knien zerrissenen Hose. Er trug jeden Tag dieselbe Jacke, ein formloses braunes Tweedexemplar mit verschlissenen Ellbogen und zu kurzen Ärmeln, und sein sandblondes Haar war links gescheitelt, sodass immer eine lange Stirnlocke über das eine Auge fiel. Bunny Corcoran war sein Name, und Bunny war aus irgendeinem Grund die Abkürzung für Edmund. Seine Stimme war laut und quäkend und hallte weithin hörbar durch den Speisesaal.

Der dritte Junge war der exotischste in der Gruppe. Eckig und elegant, bedenklich dünn, mit nervösen Händen, einem gewieften Albinogesicht und einem kurzen, flammenden Schopf von so rotem Haar, wie ich es noch nie gesehen hatte. Ich fand (irrtümlich), er kleide sich wie Alfred Douglas oder wie der Comte de Montesquieu: wunderschöne gestärkte Hemden mit französischen Manschetten, prachtvolle Krawatten, einen schwarzen Mantel, der sich im Gehen hinter ihm blähte und ihn aussehen ließ wie eine Kreuzung zwischen einem Studentenprinzen und Jack the Ripper. Einmal sah ich ihn zu meinem Entzücken sogar mit einem Kneifer. (Später fand ich heraus, dass dieser Kneifer keine echte Brille war, sondern Fensterglas enthielt, und dass seine Augen ein Gutteil schärfer waren als meine eigenen.) Er hieß Francis Abernathy.

Und dann war da noch ein Paar, ein Junge und ein Mädchen. Ich sah sie oft zusammen, und anfangs dachte ich, sie gingen miteinander, bis ich sie eines Tages aus der Nähe sah und erkannte, dass sie Geschwister sein mussten. Später erfuhr ich, dass sie Zwi-

linge waren – die einzigen Zwillinge auf dem Campus. Sie hatten große Ähnlichkeit miteinander mit ihrem schweren dunkelblonden Haar und den androgynen Gesichtern, so klar, so fröhlich und so ernst wie bei zwei flämischen Engeln. Und vielleicht das Ungewöhnlichste im Kontext von Hampden – wo es Pseudointellekt und Teenagerdekadenz im Überfluss gab und wo schwarze Kleidung *de rigueur* war –: Sie kleideten sich gern hell, vorzugsweise in Weiß. In diesen Schwärmen von Zigaretten und kultiviertem Dunkel tauchten sie hier und da auf wie Gestalten aus einer Allegorie oder wie die längst verstorbenen Festgäste irgendeiner vergessenen Gartenparty. Sie hießen Charles und Camilla Macaulay.

Alle erschienen sie mir äußerst unnahbar. Aber ich beobachtete sie fasziniert, wann immer ich sie zufällig sah: Francis, der sich in einer Tür zu einer Katze bückte und mit ihr sprach; Henry, wie er am Steuer eines kleinen weißen BMW mit Julian auf dem Beifahrersitz vorüberflog; Bunny, als er sich oben aus einem Fenster lehnte und den Zwillingen unten auf dem Rasen etwas zubrüllte. Nach und nach kamen mir weitere Informationen zu Gehör. Francis Abernathy kam aus Boston und war den meisten Berichten zufolge ziemlich reich. Auch Henry, hieß es, sei reich; aber mehr noch, er war ein Sprachgenie. Er sprach mehrere alte und neue Sprachen und hatte eine Übersetzung des Anakreon samt Kommentar veröffentlicht, als er erst achtzehn war. Die Zwillinge hatten ein Apartment außerhalb des Campus und kamen irgendwoher aus dem Süden. Und Bunny Corcoran hatte die Angewohnheit, spät abends in seinem Zimmer mit voller Lautstärke Märsche von John Philip Sousa zu spielen.

Das soll nicht bedeuten, dass ich mich mit alledem übermäßig viel beschäftigt hätte. Ich richtete mich zu jener Zeit im College ein; die Kurse hatten begonnen, und ich war mit meiner Arbeit beschäftigt. Mein Interesse an Julian Morrow und seinen Griechischstudenten war zwar noch wach, fing aber doch an zu schwinden, als sich etwas Merkwürdiges ereignete.

Es geschah am Mittwochmorgen in meiner zweiten Woche auf dem Campus; ich war in der Bibliothek, um vor dem Elf-Uhr-Seminar ein paar Fotokopien für Dr. Roland zu machen. Nach etwa einer halben Stunde schwammen Lichtflecke vor meinen Augen, und als ich zur Theke am Eingang ging, um der Bibliothekarin den Kopiererschlüssel zurückzugeben, drehte ich mich um und sah sie – Bunny und die Zwillinge. Sie saßen an einem Tisch, der übersät war mit Papier, Federhaltern und Tintenfassern. An die Tintenfassern erinnere ich mich besonders, weil ich sie so bezaubernd fand, und auch die langen, schwarzen, geraden Federhalter, die unglaublich archaisch und unpraktisch aussahen. Charles trug einen weißen Tennissweater, Camilla ein Sommerkleid mit einem Matrosenkragen und einen Strohhut. Bunnys Tweedjacke hing über der Stuhllehne, sodass man mehrere große Risse und Flecken im Futter sehen konnte. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch, eine Haarsträhne fiel ihm in die Augen, und gestreifte Ärmelhalter hielten die verknitterten Hemdsärmel. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und redeten leise miteinander.

Ich wollte plötzlich wissen, was sie redeten. Also ging ich zu dem Bücherregal hinter ihrem Tisch – außen herum, als wäre ich nicht sicher, was ich suchte, und dann ganz daran entlang, bis ich ihnen so nah war, dass ich Bunnys Arm hätte berühren können. Mit dem Rücken zu ihnen zog ich ein beliebiges Buch heraus – ein lächerliches soziologisches Lehrbuch, wie sich zeigte – und tat, als studierte ich das Register. Sekundäre Abweichung. Sekundäre Analyse. Sekundäre Gruppe. Sekundärschulen.

»Ich weiß nicht«, sagte Camilla eben. »Wenn die Griechen *nach* Karthago segeln, dann müssen wir den Akkusativ nehmen. Erinert ihr euch? *Wohin* segeln sie? So lautet die Regel.«

»Kann nicht sein.« Das war Bunny. Seine Stimme klang nasal, zänkisch – W.C. Fields mit einer schlimmen Long-Island-Maulsperrre. »Wir müssen hier nicht fragen ›wohin‹, sondern ›wo‹ ist ihr Ziel. Ich wette, wir brauchen den Ablativ.«

Man hörte ratloses Papiergeraschel.

»Moment«, sagte Charles. Seine Stimme hatte große Ähnlichkeit mit der seiner Schwester; sie war heiser und hatte eine leichte Südstaatenfärbung. »Schaut mal, hier. Sie segeln nicht einfach nach Karthago, sondern sie segeln, *um es anzugreifen*.«

»Du bist verrückt.«

»Nein, es stimmt. Guck dir den nächsten Satz an. Wir brauchen den Dativ.«

»Bist du sicher?«

Neuerliches Papiergeraschel.

»Absolut. *Epi tō karchidona*.«

»Sehe ich nicht ein«, sagte Bunny. »Ablativ heißt die Parole. Bei den schwierigen ist's immer der Ablativ.«

Eine kurze Pause. »Bunny«, sagte Charles. »Du verwechselst das was. Der Ablativ ist lateinisch.«

»Ja, *natürlich*, das weiß ich auch«, sagte Bunny gereizt nach einer verwirrten Pause, die auf das Gegenteil hinzuweisen schien, »aber du weißt doch, was ich meine. Aorist, Ablativ, ist doch alles das Gleiche im Grunde ...«

»Hör mal, Charles«, sagte Camilla. »Dieser Dativ geht nicht.«

»Doch, er geht. Sie segeln zum Angriff, nicht wahr?«

»Ja, aber die Griechen segeln über das Meer *nach* Karthago.«

»Aber ich habe das *epi* davorgesetzt.«

»Na, wir können angreifen und immer noch *epi* benutzen, aber wir brauchen den Akkusativ wegen der Grundregeln.«

Segregation. Selbst. Selbstvorstellung. Ich starrte auf das Register und zermarterte mir das Hirn nach dem Kasus, den sie suchten. Die Griechen segelten über das Meer nach Karthago. Wohin. Woher. Karthago.

Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich klappte das Buch zu, schob es ins Regal und drehte mich um.

»Entschuldigung«, sagte ich. Sofort hörten sie auf zu reden und drehten sich erstaunt zu mir um.

»Tut mir leid – aber würde der Lokativ gehen?«

Eine ganze Weile sagte niemand etwas.

»Lokativ?«, wiederholte Charles dann.

»Man muss nur *ze* an *karchido* anhängen«, sagte ich. »Ich glaube, es ist *ze*. Wenn ihr das benutzt, braucht ihr keine Präposition, abgesehen von dem *epi*, wenn sie in den Krieg ziehen. Es bedeutet ›karthagowärts‹; damit braucht ihr euch auch nicht mehr um den Kasus zu kümmern.«

Charles blickte auf sein Papier und dann mich an. »Lokativ?«, sagte er. »Ziemlich obskur.«

»Bist du sicher, den gibt es für Karthago?«, fragte Camilla.

Daran hatte ich nicht gedacht. »Vielleicht nicht«, sagte ich. »Ich weiß, dass es ihn für Athen gibt.«

Charles beugte sich vor, zog das Lexikon über den Tisch zu sich heran und fing an, darin zu blättern.

»Ach, verflucht, spar dir die Mühe«, sagte Bunny durchdringend. »Wenn man es nicht deklinieren muss und wenn keine Präposition nötig ist, finde ich es schon prima.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schaute zu mir auf. »Ich würde dir gern die Hand schütteln, Fremder.« Ich reichte sie ihm; er ergriff sie und schüttelte sie kräftig, und dabei stieß er mit dem Ellbogen fast ein Tintenfass um. »Erfreut, dich kennenzulernen, ja, ja«, sagte er und hob die andere Hand, um sich das Haar aus den Augen zu streichen.

Ich war verwirrt von dieser plötzlich auflodernden Aufmerksamkeit; es war, als hätten die Figuren auf einem Lieblingsgemälde, sonst immer versunken in ihre eigenen Belange, von der Leinwand aufgeblickt und mich angesprochen. Erst einen Tag zuvor war Francis, ein Nebelstreif von schwarzem Kaschmir und Zigarettenrauch, in einem Korridor an mir vorbeigestrichen. Einen Augenblick lang, als sein Arm den meinen berührte, war er ein Geschöpf aus Fleisch und Blut gewesen, aber im nächsten Moment hatte er sich wieder in eine Halluzination verwandelt, ein Frag-

ment meiner Phantasie, das den Gang hinunterschritt, ohne mich zu beachten, wie Geister auf ihren schattenhaften Runden die Lebenden angeblich nicht beachten.

Charles, noch immer mit dem Lexikon beschäftigt, erhob sich und streckte mir die Hand entgegen. »Mein Name ist Charles Macaulay.«

»Richard Papen.«

»Ach, du bist das«, sagte Camilla plötzlich.

»Was?«

»Du. Du bist vorbeigekommen und hast nach dem Griechischkurs gefragt.«

»Das ist meine Schwester«, sagte Charles, »und das ist – Bun, hast du dich schon vorgestellt?«

»Nein, nein, glaube nicht. Ihr habt einen glücklichen Mann aus mir gemacht, Sir. Wir hatten noch zehn solche Dinger zu machen und fünf Minuten Zeit dafür. Edmund Corcoran ist mein Name.« Wieder ergriff er meine Hand.

»Wie lange hast du Griechisch gelernt?«, fragte Camilla.

»Zwei Jahre.«

»Du bist ziemlich gut darin.«

»Schade, dass du nicht bei uns im Kurs bist«, sagte Bunny.

Angespanntes Schweigen.

»Tja«, sagte Charles voller Unbehagen, »Julian ist komisch in solchen Dingen.«

»Geh doch noch mal zu ihm«, sagte Bunny. »Bring ihm Blumen mit und sag ihm, dass du Platon liebst. Dann frisst er dir aus der Hand.«

Wieder trat Schweigen ein, unfreundlicher jetzt als beim ersten Mal. Camilla lächelte, aber es galt eigentlich nicht mir – es war ein reizendes, zielloses Lächeln, durchaus unpersönlich, als wäre ich ein Kellner oder ein Verkäufer in einem Laden. Neben ihr lächelte Charles, der immer noch stand, ebenfalls und zog höflich eine Augenbraue hoch – eine Geste, die nervös hätte sein, die eigentlich

alles Mögliche hätte bedeuten können, die ich aber als Frage verstand: *Ist noch was?*

Ich murmelte etwas und wollte mich abwenden, als Bunny – der in die entgegengesetzte Richtung starrte – seinen Arm vorschließen ließ und mich beim Handgelenk packte. »Warte«, sagte er.

Erschrocken blickte ich hoch. Henry war gerade zur Tür hereingekommen – mit schwarzem Anzug, Regenschirm und allem Drum und Dran. Als er am Tisch angelangt war, tat er, als ob er mich nicht sähe. »Hallo«, sagte er zu den anderen. »Seid ihr fertig?«

Bunny deutete mit einer Kopfbewegung auf mich. »Schau mal, Henry, wir müssen dich mit jemandem bekannt machen.«

Henry blickte auf. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Er schloss die Augen und öffnete sie wieder, als empfände er es als ganz außerordentlich, dass jemand wie ich sich in sein Gesichtsfeld stellte.

»Ja, ja«, sagte Bunny. »Dieser Mann heißt Richard – Richard wie?«

»Papen.«

»Ja, ja. Richard Papen. Studiert Griechisch.«

Henry hob den Kopf und sah mich an. »Doch sicher nicht hier?«

»Nein«, sagte ich und schaute ihm in die Augen, aber er starrte mich so unhöflich an, dass ich meinen Blick abwandte.

»Ach, Henry, sieh dir das doch an«, sagte Charles hastig und raschelte wieder mit seinen Papieren. »Wir wollten hier den Dativ oder den Akkusativ benutzen, aber er schlägt den Lokativ vor.«

Henry beugte sich über seine Schulter und inspizierte die Seite. »Hm, ein archaischer Lokativ«, sagte er. »Äußerst homerisch. Natürlich wäre es grammatisch korrekt, aber es fällt vielleicht ein wenig aus dem Kontext.« Wieder hob er den Kopf, um mich zu mustern. Das Licht fiel in einem solchen Winkel herein, dass es auf seiner kleinen Brille blitzte und ich die Augen dahinter nicht sehen konnte. »Sehr interessant. Du bist also Homer-Student?«

Ich hätte vielleicht Ja gesagt, aber ich hatte das Gefühl, er würde

mich mit Vergnügen bei einem Fehler erwischen und er würde mühelos dazu imstande sein. »Ich mag Homer«, sagte ich lahm.

Er betrachtete mich mit eisigem Abscheu. »Ich liebe Homer«, sagte er. »Natürlich studieren wir hier moderneren Stoff, Platon etwa, die Tragödiendichter und so weiter.«

Ich überlegte immer noch, was ich antworten sollte, als er desinteressiert wegschaute. »Wir sollten gehen«, sagte er.

Charles schob seine Blätter zusammen und stand wieder auf; Camilla stand neben ihm, und diesmal reichte sie mir auch die Hand. So Seite an Seite betrachtet waren sie einander wirklich sehr ähnlich, weniger vielleicht in ihrem Äußeren als vielmehr in Manieren und Haltung; es war eine Korrespondenz von Gesten, die wie Echos zwischen ihnen hin- und hersprangen, sodass ein Augenzwinkern wenig später in einem Lidzucken des anderen widerzuhallen schien. Ihre Augen waren vom gleichen Grau, intelligent und ruhig. Sie, fand ich, war sehr schön, auf eine verstörende, beinahe mittelalterliche Weise, die dem beiläufigen Betrachter gar nicht ersichtlich wäre.

Bunny schob seinen Stuhl zurück und schlug mir zwischen die Schulterblätter. »Tja, Sir«, sagte er. »Wir müssen uns gelegentlich mal zusammensetzen und über Griechisch plaudern, was?«

»Auf Wiedersehen«, sagte Henry mit einem Kopfnicken.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich. Sie spazierten davon, und ich blieb stehen, wo ich war, und sah ihnen nach, wie sie die Bibliothek verließen, in breiter Phalanx, Seite an Seite.

Als ich ein paar Minuten später in Dr. Rolands Büro kam, um die Kopien abzuliefern, fragte ich ihn, ob er mir einen Vorschuss auf mein Hilfskraftgehalt geben könne.

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und richtete die wässrigen, rotgeränderten Augen auf mich. »Nun, wissen Sie«, sagte er, »in den letzten zehn Jahren habe ich es mir zur Praxis gemacht, das nicht zu tun. Und ich will Ihnen sagen, warum.«

»Ich weiß schon, Sir«, sagte ich hastig. Dr. Rolands Diskurse über seine »Praktiken« konnten gelegentlich eine halbe Stunde oder noch länger dauern. »Ich verstehe. Bloß, es ist eine Art Notfall.«

Er lehnte sich wieder nach vorn und räusperte sich. »Und was für ein Notfall«, fragte er, »wäre das?«

Er verschränkte die Hände vor sich auf dem Tisch; sie waren knorrig von Adern, und die Knöchel hatten einen bläulichen, perlmutternen Schimmer. Ich starrte sie an. Ich brauchte zehn oder zwanzig Dollar, dringend, aber ich war hereingeplatzt, ohne mir vorher zu überlegen, was ich sagen wollte. »Ich weiß nicht«, sagte ich. »Da ist was passiert.«

Er furchte beeindruckend die Stirn. Dr. Rolands seniles Benehmen war angeblich eine Fassade; mir aber kam es durchaus echt vor, obgleich er manchmal, wenn man nicht aufpasste, eine unerwartet aufblitzende Klarheit zeigte, die – auch wenn sie häufig nichts mit dem gerade infrage stehenden Gegenstand zu tun hatte – ein Hinweis darauf war, dass in den schlammtrüben Tiefen seines Bewusstseins stockend immer noch rationale Prozesse abliefen.

»Mein Wagen«, sagte ich in einer plötzlichen Inspiration. Ich hatte gar keinen Wagen. »Ich muss ihn reparieren lassen.«

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er sich eingehender erkundigen würde, aber er merkte sichtlich auf. »Was ist denn los?«

»Irgendwas mit dem Getriebe.«

»Doppelte Nockenwelle? Luftgekühlt?«

»Luftgekühlt.« Ich verlagerte mein Gewicht auf den anderen Fuß. Es gefiel mir nicht, wie dieses Gespräch sich entwickelte. Ich habe keinen blassen Schimmer von Autos und gerate in große Verzweiflung, wenn ich nur einen Reifen wechseln soll.

»Was haben Sie denn – eine von diesen kleinen V6-Kisten?«

»Ja.«

»Die Jungen sind anscheinend alle ganz versessen darauf. Ich würde meine Kinder nie etwas anderes fahren lassen als einen V8.«

Ich hatte keine Ahnung, wie ich darauf antworten sollte.

Er zog eine Schreibtischschublade auf und fing an, Gegenstände herauszunehmen, sie dicht vor die Augen zu heben und wieder wegzulegen. »Wenn das Getriebe einmal kaputtgeht«, sagte er, »ist ein Wagen meiner Erfahrung nach hin. Vor allem ein V6. Ebenso gut können Sie das Auto gleich verschrotten. Was mich betrifft, ich habe einen 98 Regency Brougham, zehn Jahre alt. Bei mir heißt es: regelmäßige Inspektion, neue Filter alle fünfzehnhundert Meilen, Ölwechsel alle dreitausend. Läuft wie ein Traum. Hüten Sie sich vor diesen Werkstätten in der Stadt«, fügte er scharf hinzu.

»Wie bitte?«

Endlich hatte er sein Scheckbuch gefunden. »Na, eigentlich sollten Sie zur Zahlstelle gehen, aber das hier ist wohl in Ordnung.« Er klappte es auf und fing an, mühselig zu schreiben. »Ein paar der Firmen in Hampden brauchen nur herauszufinden, dass Sie vom College kommen, und gleich berechnen sie das Doppelte. Redeemed Repair ist meistens am besten – die gehören zu einer Sekte, »wiedergeborene Christen«, aber sie werden Sie auch noch ziemlich tüchtig ausnehmen, wenn Sie nicht ein Auge drauf haben.«

Er riss den Scheck heraus und gab ihn mir. Ich warf einen Blick darauf, und mein Herz setzte einmal aus. Zweihundert Dollar. Er hatte unterschrieben und alles.

»Lassen Sie sich nicht einen einzigen Penny mehr abnehmen«, mahnte er.

»Nein, Sir«, sagte ich und konnte meine Freude kaum im Zaum halten. Was würde ich mit alldem Geld anfangen? Vielleicht würde er ja sogar vergessen, dass er es mir gegeben hatte.

Er schob die Brille herunter und schaute mich über den Rand hinweg an. »Redeemed Repair«, sagte er. »Das ist draußen am Highway 6. Das Firmenschild sieht aus wie ein Kreuz.«

»Danke«, sagte ich.

Mit jauchzendem Herzen und zweihundert Dollar in der Tasche ging ich den Korridor entlang. Von einer Telefonzelle im Erdge-

schoß aus rief ich mir ein Taxi, um nach Hampden Town zu fahren. Wenn es etwas gibt, worin ich gut bin, dann ist das, zu lügen, ohne rot zu werden. Es ist irgendwie ein Talent.

Und was tat ich in Hampden Town? Offen gestanden, ich war so überwältigt von meinem Glück, dass ich kaum etwas tat. Es war ein wunderschöner Tag; ich hatte es satt, arm zu sein, und so betrat ich, ehe ich mich besinnen konnte, ein teures Herrenausstattergeschäft am Platz und kaufte mir zwei Hemden. Dann ging ich hinunter zur Heilsarmee, wühlte dort eine Zeit lang in den Tonnen herum und fand einen Mantel aus Harris-Tweed und ein paar braune Schuhe mit weißen Spitzen, die mir passten, dazu ein Paar Manschettenknöpfe und eine komische alte Krawatte mit Bildern von Männern, die Rehe jagten. Als ich aus dem Laden kam, stellte ich beglückt fest, dass ich immer noch fast hundert Dollar hatte. Sollte ich in die Buchhandlung gehen? Ins Kino? Eine Flasche Scotch kaufen? Mir war so wirr von all den Möglichkeiten, die sich mir feilboten, dass ich sie wie ein von einer Schar Prostituerter in Verwirrung gebrachter Bauernjunge einfach links liegen ließ, mir in einer Telefonzelle ein Taxi bestellte und geradewegs nach Hause fuhr.

In meinem Zimmer breitete ich die Kleider auf dem Bett aus. Die Manschettenknöpfe waren verschrammt und trugen fremde Initialen, aber sie sahen aus wie echtes Gold und blinkten in der trägen Herbstsonne, die zum Fenster hereinschien und den Eichenholzfußboden mit gelblichen Flecken tränkte – schläfrig, satt, berauschend.

Es war ein Déjà-vu-Gefühl, als Julian am nächsten Nachmittag die Tür genauso öffnete wie beim ersten Mal, nur einen Spaltbreit, und wachsam herauspähte, als wäre da etwas Wunderbares in seinem Büro, das er bewachen musste und das nicht jeder zu sehen bekommen sollte. Es war ein Gefühl, das ich in den nächsten Monaten noch gut kennenlernen sollte. Noch heute, Jahre später und

weit fort, finde ich mich manchmal im Traum wieder vor dieser weißen Tür und warte darauf, dass er erscheint wie der Torwächter in einem Märchen: alterslos, wachsam und schlau wie ein Kind.

Als er sah, dass ich es war, öffnete er die Tür ein Stückchen weiter als beim ersten Mal. »Mr. Pippin noch einmal, nicht wahr?«, sagte er.

Ich machte mir nicht die Mühe, ihn zu korrigieren. »Leider ja.«

Er sah mich einen Moment lang an. »Sie haben einen wunderbaren Namen, wissen Sie«, sagte er. »Es gab Könige in Frankreich, die Pippin hießen.«

»Sind Sie gerade beschäftigt?«

»Ich bin nie zu beschäftigt für einen Erben des französischen Throns, falls Sie das tatsächlich sein sollten«, antwortete er freundlich.

»Leider nein.«

Er lachte und zitierte ein kleines griechisches Epigramm über die Ehrlichkeit, die eine gefährliche Tugend sei, und zu meiner Überraschung öffnete er die Tür ganz und ließ mich eintreten.

Es war ein schönes Zimmer, überhaupt kein Büro und viel größer, als es von außen erschien – luftig und weiß, mit einer hohen Decke und gestärkten Gardinen, die im Wind wehten. In der Ecke neben einem niedrigen Bücherregal stand ein großer runder Tisch voller Teegeschirr und griechischen Büchern, und überall waren Blumen, Rosen und Nelken und Anemonen, auf seinem Schreibtisch, auf dem Tisch, auf den Fensterbänken. Die Rosen dufteten besonders stark; ihr Geruch hing satt und schwer in der Luft, gemischt mit dem Aroma von Bergamotten und schwarzem chinesischem Tee und einem schwachen, tintigen Hauch von Kampfer. Ich atmete tief ein und fühlte mich berauscht. Wohin ich auch schaute, überall war etwas Schönes – orientalische Teppiche, Porzellan, winzige Gemälde wie Juwelen –, eine Flut von gebrochenen Farben, die über mich hereinbrach, als wäre ich in eine dieser kleinen byzantinischen Kirchen getreten, die von außen so schlicht

aussehen und innen ein paradiesisch bemaltes Juwel voller goldener Mosaiken sind.

Er setzte sich in einen Sessel ans Fenster und winkte mir, ebenfalls Platz zu nehmen. »Ich nehme an, Sie kommen wegen der Griechischklasse«, sagte er.

»Ja.«

Seine Augen blickten gütig und offen; sie waren eher grau als blau. »Es ist schon ziemlich spät im Semester«, sagte er.

»Ich würde es gern wieder studieren. Es wäre schade, nach zwei Jahren damit aufzuhören.«

Er zog die Brauen hoch und betrachtete einen Augenblick lang seine Hände. »Ich höre, Sie sind aus Kalifornien.«

»Ja, das stimmt«, sagte ich ziemlich verblüfft. Wer hatte ihm das erzählt?

»Ich kenne nicht viele Leute aus dem Westen«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob es mir dort gefallen würde.« Er schieg und machte ein bekümmertes Gesicht. »Und was tut man in Kalifornien?«

Ich spulte meinen Vortrag ab. Orangenhaine, gescheiterte Filmstars, Cocktailstunden im Lampenschein am Swimmingpool, Zigaretten, Überdruß. Er lauschte und schaute mir dabei fest in die Augen, anscheinend gebannt von diesen hochstaplerischen Erinnerungen. Nie war ich mit meinem Märchen auf solche Aufmerksamkeit gestoßen, auf so eifrige Zuwendung. Er wirkte so absolut fasziniert, dass ich mich versucht fühlte, die Sache ein wenig mehr auszuschnücken, als vielleicht klug gewesen wäre.

»Wie *spannend*«, sagte er warmherzig, als ich, selbst halb euphorisch, schließlich fertig war. »Wie überaus romantisch.«

»Na, wir sind alle ziemlich daran gewöhnt da draußen, wissen Sie«, sagte ich und bemühte mich, ganz erhitzt von meinem brillanten Erfolg, nicht zu zappeln.

»Und was sucht ein Mensch mit einem romantischen Temperament in der Beschäftigung mit den klassischen Sprachen?« Er stellte diese Frage, als brenne er nun, da er einmal das Glück gehabt

hatte, einen so seltenen Vogel wie mich zu fangen, darauf, meine diesbezüglichen Ansichten aus mir herauszuholen, solange ich in seinem Büro eingesperrt war.

»Wenn Sie mit ›romantisch‹ einzelgängerisch und in sich gekehrt meinen«, sagte ich, »dann sind Romantiker, glaube ich, häufig die besten Klassizisten.«

Er lachte. »Die großen Romantiker sind häufig gescheiterte Klassizisten. Aber darum geht es nicht, oder? Wie finden Sie Hampden? Sind Sie glücklich hier?«

Ich lieferte – nicht so kurz, wie sie hätte ausfallen können – eine Exegese der Umstände, weshalb ich das College zurzeit als für meine Zwecke zufriedenstellend empfand.

»Junge Leute finden es oft langweilig auf dem Land«, sagte Julian. »Was nicht heißen soll, dass es nicht gut für sie ist. Sind Sie viel gereist? Sagen Sie mir, was Sie hierhergezogen hat. Man sollte meinen, ein junger Mann wie Sie wäre außerhalb der Großstadt verloren, aber vielleicht sind Sie des Stadtlebens überdrüssig; ist das so?«

So gewandt und gewinnend, dass ich völlig entwaffnet war, führte er mich zügig von einem Thema zum andern, und ich bin sicher, dass es ihm in diesem Gespräch, das mir nur wenige Minuten lang zu sein schien, in Wirklichkeit aber viel länger war, gelang, alles aus mir hervorzuholen, was er über mich wissen wollte. Ich kam nicht auf den Gedanken, sein Interesse könne etwas anderem entspringen als tiefster Freude an meiner Gesellschaft, und während ich unversehens ganz offen selbst über persönliche Dinge sprach, war ich überzeugt, aus eigenem Antrieb zu handeln. Der einzige Punkt, in dem er nicht mit mir übereinstimmte (abgesehen von einer ungläubig hochgezogenen Braue, als ich Picasso erwähnte; als ich ihn besser kannte, war mir klar, dass er dies fast als persönlichen Affront hatte werten müssen), war das Thema Psychologie, die mich schließlich sehr beschäftigte, weil ich ja für Dr. Roland arbeitete und so weiter.

»Aber glauben Sie wirklich«, fragte er besorgt, »dass man die Psychologie als Wissenschaft bezeichnen kann?«

»Sicher. Was wäre sie sonst?«

»Aber schon Platon wusste, dass Herkunft und soziale Zwänge und all das eine unabänderliche Wirkung auf das Individuum haben. Mir scheint, Psychologie ist nur ein anderes Wort für das, was die Alten Schicksal nannten.«

»Psychologie *ist* ein schreckliches Wort.«

Er pflichtete mir energisch bei. »Ja, es ist schrecklich, nicht wahr?«, sagte er, aber wie seine Miene ahnen ließ, fand er es ziemlich geschmacklos, dass ich es überhaupt benutzte. »Vielleicht ist es in gewisser Hinsicht ein hilfreiches Konstrukt, um über eine bestimmte Art von Geist zu sprechen. Die Landmenschen hier in der Umgebung sind faszinierend, weil ihr Leben so determiniert ist, dass es wirklich von einer Art Fatum bestimmt zu sein scheint. Andererseits« – er lachte – »sind meine Studenten, fürchte ich, nie besonders interessant für mich, weil ich immer genau weiß, was sie tun werden.«

Ich war bezaubert von diesem Gespräch, und auch wenn es mir die Illusion vermittelte, ziemlich modern und weitschweifig zu sein (für mich ist es ein Kennzeichen des modernen Geistes, dass er es liebt, vom Thema abzukommen), sehe ich jetzt doch, dass er mich auf Umwegen immer wieder zu denselben Punkten führte. Denn wie der moderne Geist launenhaft und geschwätzig ist, so ist der klassische schmalgleisig, unbeirrbar, unnachgiebig. Es ist eine Art von Intelligenz, der man heutzutage nicht oft begegnet.

Wir unterhielten uns noch eine Weile und verstummten dann. Einen Augenblick später sagte Julian höflich: »Wenn Sie möchten, würde ich Sie mit Vergnügen als Schüler annehmen, Mr. Papen.«

Ich schaute aus dem Fenster und hatte halb vergessen, weshalb ich eigentlich da war, und jetzt glotzte ich ihn an und wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Aber ehe Sie annehmen, müssen Sie sich mit ein paar Bedingungen einverstanden erklären.«

»Nämlich?« Ich war plötzlich hellwach.

»Werden Sie morgen ins Sekretariat gehen und einen anderen Studienberater beantragen?« Er griff nach einem Stift in einem Becher auf seinem Schreibtisch, in dem lauter Montblanc-Füller standen, »Meisterstück«, mindestens ein Dutzend. Er schrieb rasch eine Notiz und reichte sie mir. »Nicht verlieren«, sagte er. »Das Sekretariat teilt mir niemals Studenten zur Beratung zu, wenn ich nicht darum ersuche.«

Die Notiz war in einer männlichen, ans neunzehnte Jahrhundert erinnernden Handschrift verfasst, und die »E« sahen griechisch aus. Die Tinte war noch feucht. »Aber ich habe einen Studienberater«, sagte ich.

»Es ist mein Grundsatz, keinen Studenten anzunehmen, den ich nicht auch berate. Andere Mitglieder unserer Fakultät sind mit meinen Unterrichtsmethoden nicht einverstanden, und Sie werden Probleme bekommen, wenn jemand anders ermächtigt ist, Einspruch gegen meine Entscheidungen einzulegen. Sie sollten sich auch ein paar Abmeldeformulare geben lassen. Ich denke, Sie werden sich aus allen Kursen, die Sie derzeit belegt haben, abmelden müssen, mit Ausnahme des Französischkurses, den Sie lieber behalten sollten. Mir scheint da ein Defizit auf neusprachlichem Gebiet vorzuliegen.«

Ich war erstaunt. »Aber ich kann nicht *alle* meine Kurse absagen.«

»Warum nicht?«

»Die Belegfrist ist vorbei.«

»Das ist vollkommen unwichtig«, sagte Julian heiter. »Die Kurse, die Sie stattdessen belegen sollen, sind bei mir. Wahrscheinlich werden Sie für den Rest Ihres Studiums hier drei oder vier Kurse pro Semester bei mir belegen.«

Ich sah ihn an. Kein Wunder, dass er nur fünf Studenten hatte. »Aber wie kann ich das?«

Er lachte. »Ich fürchte, Sie sind noch nicht allzu lange in Hampden. Der Verwaltung gefällt es nicht besonders, aber sie können nichts dagegen tun. Gelegentlich versuchen sie, Schwierigkeiten wegen vermeintlich mangelnder Fächervielfalt zu machen, aber es ist noch nie zu einem echten Problem geworden. Wir studieren Kunst, Geschichte, Philosophie, alles Mögliche. Wenn ich auf einem bestimmten Gebiet Defizite feststelle, entscheide ich vielleicht, Ihnen Nachhilfeunterricht zu geben, oder ich überstelle Sie unter Umständen auch an einen anderen Lehrer. Da Französisch aber nicht meine erste Sprache ist, halte ich es für klug, wenn Sie weiter bei Mr. Laforgue Unterricht nehmen. Im nächsten Jahr fange ich Latein mit Ihnen an. Das ist eine schwierige Sprache, aber Ihre Griechischkenntnisse werden es Ihnen leichter machen. Latein zu lernen wird Ihnen ein Genuss sein.«

Ich hörte ihm zu und fand seinen Ton ein wenig unangenehm. Zu tun, was er verlangte, war gleichbedeutend damit, dass ich mich von Hampden College abmeldete und ganz und gar in seine kleine Altgriechischschule hinüberwechselte – mit fünf Studenten, mich eingerechnet sechs. »Alle meine Kurse bei Ihnen?«, fragte ich.

»Nicht restlos alle«, sagte er ernst, und dann lachte er, als er mein Gesicht sah. »Ich glaube, dass es schädlich und verwirrend für einen jungen Geist ist, eine Vielfalt an Lehrern zu haben, genauso wie ich glaube, dass es besser ist, ein Buch gründlich zu kennen, als hundert oberflächlich«, sagte er. »Ich weiß, dass die moderne Welt mir da eher nicht zustimmt, aber Platon hatte schließlich nur einen Lehrer, und Alexander auch.«

Ich nickte langsam und bemühte mich dabei, eine taktvolle Rückzugsmöglichkeit zu finden, als unsere Blicke sich trafen und ich plötzlich dachte: *Warum nicht?* Mir war ein bisschen schwindelig von der Kraft seiner Persönlichkeit, aber die Radikalität seines Vorschlags war nicht minder reizvoll. Seine Studenten – falls sie als Beleg für die Qualität seines Unterrichts gelten konnten – waren eindrucksvoll genug, und so sehr sie sich auch voneinander

unterschieden, sie hatten doch eine gewisse Coolness gemeinsam, einen grausamen, wohlherzogenen Charme, der nicht im Gerings-ten modern war, sondern den fremdartigen kalten Hauch der an- tiken Welt atmete: Sie waren prächtige Geschöpfe, solche Augen, solche Hände, solches Aussehen – *sic oculos, sic ille manus, sic ora ferebat*. Und ich wollte so sein wie sie.

Das alles war sehr weit weg von Plano und der Tankstelle mei- nes Vaters. »Und wenn ich meine Kurse bei Ihnen belege, wird es dann nur Griechisch sein?«, fragte ich ihn.

Er lachte. »Natürlich nicht. Wir werden Dante studieren, Ver- gil, alles Mögliche. Aber ich würde Ihnen nicht raten, loszuziehen und eine Ausgabe von *Goodbye, Columbus* zu kaufen« – Pflicht- lektüre in einem der Englischkurse für Erstsemester –, »wenn ich Ihnen das so ungehobelt sagen darf.«

Georges Laforgue war beunruhigt, als ich ihm erzählte, was ich vorhatte. »Das ist eine ernste Sache«, meinte er. »Es ist Ihnen doch klar, nicht wahr, wie begrenzt Ihr Kontakt zum übrigen Lehrkör- per und zum College sein wird?«

»Er ist ein guter Lehrer«, sagte ich.

»Kein Lehrer ist *so* gut. Und sollte es sich ergeben, dass Sie eine Meinungsverschiedenheit mit ihm haben oder auf irgend- eine Weise ungerecht behandelt werden, dann gibt es niemanden im Lehrkörper, der irgendetwas für Sie tun kann. Pardon, aber ich sehe nicht, was es für einen Sinn haben soll, dreißigtausend Dol- lar Studiengebühr zu entrichten, bloß um bei einem einzigen Leh- rer zu studieren.«

Ich erwog, diese Frage an den Stipendienfonds des Hampden College weiterzuleiten, aber ich sagte nichts.

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Verzeihen Sie, aber ich hätte gedacht, die elitären Prinzipien dieses Mannes würden eher abstoßend auf Sie wirken«, sagte er. »Offen gesagt, ich höre zum ersten Mal, dass er einen Studenten aufnimmt, der so sehr von

Studienbeihilfen abhängig ist. Als demokratische Anstalt basiert Hampden College nicht auf solchen Grundsätzen.«

»Nun, gar so elitär kann er nicht sein, wenn er mich angenommen hat«, wandte ich ein.

Meinen Sarkasmus nahm Laforgue nicht zur Kenntnis. »Ich vermute, er weiß gar nicht, dass Sie ein Stipendium beziehen.«

»Na, wenn er es nicht weiß«, sagte ich, »werde ich es ihm nicht erzählen.«

Julians Klasse traf sich in seinem Büro. Es war schließlich eine sehr kleine Klasse, und außerdem hätte kein Seminarraum sich an Komfort oder Ungestörtheit damit vergleichen lassen. Julian vertrat die Theorie, dass die Schüler in einer freundlichen, unschulischen Atmosphäre besser lernten; und dieses üppige Treibhaus von einem Zimmer, wo mitten im Winter überall Blumen blühten, war eine Art platonischer Mikrokosmos dessen, was ein Schulzimmer seiner Meinung nach sein sollte. (»Arbeit?«, sagte er einmal erstaunt zu mir, als ich unseren Unterricht so bezeichnet hatte. »Finden Sie wirklich, was wir tun, ist Arbeit?«

»Wie sollte ich es sonst nennen?«

»Ich würde es die prächtigste Art des *Spielens* nennen.«)

Auf dem Weg zur ersten Stunde sah ich Francis Abernathy, der wie ein schwarzer Vogel über die Wiese stelzte; sein Mantel flatterte dunkel wie Krähenflügel im Wind. Gedankenverloren rauchte er eine Zigarette, aber die Vorstellung, er könnte mich sehen, erfüllte mich mit unerklärlicher Bangigkeit. Ich drückte mich in eine Tür und wartete, bis er vorbeigegangen war.

Als ich im Lyzeum auf dem Treppenabsatz um die Ecke bog, sah ich ihn zu meinem Schrecken auf der Fensterbank sitzen. Ich sah ihn rasch an und blickte dann ebenso rasch weg und wollte den Korridor hinuntergehen, aber da sagte er: »Warte.« Sein Ton war cool, beinahe britisch.

Ich drehte mich um.

»Bist du der *neanias*?«, fragte er spöttisch.

Der neue junge Mann. Ich bejahte.

»*Cubitum eamus*?«

»Was?«

»Nichts.«

Er nahm die Zigarette in die Linke und reichte mir die rechte Hand. Sie war knochig und weichhäutig wie bei einem Mädchen.

Er machte sich nicht die Mühe, sich vorzustellen. Nach kurzem, verlegenem Schweigen nannte ich meinen Namen.

Er nahm einen letzten Zug von seiner Zigarette und warf sie durch das offene Fenster hinaus. »Ich weiß, wer du bist«, sagte er.

Henry und Bunny waren schon im Büro; Henry las in einem Buch, und Bunny lehnte sich über den Tisch und redete laut und ernsthaft auf ihn ein. »... geschmacklos, das ist es, mein Alter. Bin enttäuscht von dir. Ich hätte dir ein bisschen mehr *savoir faire* zugebraut, wenn ich das mal sagen darf ...«

»Guten Morgen«, sagte Francis, trat hinter mir ein und schloss die Tür.

Henry blickte auf, nickte und wandte sich wieder seinem Buch zu.

»Hi«, sagte Bunny, und dann zu mir: »Oh, hallo.« Zu Francis gewandt fuhr er fort: »Was glaubst du wohl? Henry hat sich einen Montblanc-Füller gekauft.«

»Wirklich?«, sagte Francis.

Bunny deutete mit dem Kopf auf den Becher mit den glatten schwarzen Füllfederhaltern auf Julians Tisch. »Ich habe ihm schon gesagt, er soll sich vorsehen, sonst denkt Julian noch, er hat ihn geklaut.«

»Er war dabei, als ich ihn kaufte«, sagte Henry trocken.

»Was kosten die Dinger überhaupt?«, fragte Bunny.

Keine Antwort.

»Komm schon. Wie viel? Dreihundert Eier das Stück?« Er lehnte sich mit seinem ganzen beträchtlichen Gewicht an den Tisch. »Ich

weiß noch, dass du immer gesagt hast, wie hässlich sie doch wären. Du hast immer gesagt, du würdest nie im Leben mit was anderem als einer einfachen Feder schreiben. Stimmt's?«

Schweigen.

»Lass mich noch mal sehen, ja?«, sagte Bunny.

Henry legte sein Buch hin, griff in die Brusttasche, zog den Füller heraus und legte ihn auf den Tisch. »Da«, sagte er.

Bunny nahm ihn und drehte ihn zwischen seinen Fingern hin und her. »Er ist wie die dicken Griffel, die ich in der ersten Klasse benutzt habe«, sagte er. »Hat Julian dich dazu überredet?«

»Ich wollte einen Füller haben.«

»Aber deshalb hast du dir nicht diesen hier gekauft.«

»Ich hab's satt, darüber zu reden.«

»*Ich* finde es geschmacklos.«

»Du«, erwiderte Henry scharf, »hast hier nicht über Geschmack zu reden.«

Es folgte langes Schweigen; Bunny lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Na, was für Stifte benutzen wir denn hier alle so?«, fragte er dann im Plauderton. »François, du bist ein Feder-und-Tinte-Mann wie ich, nicht wahr?«

»Mehr oder minder.«

Er deutete auf mich, als wäre er der Moderator einer Podiumsdiskussion oder einer Talkshow. »Und du, wie heißt du gleich, Robert? Was für Schreibgeräte hat man euch in Kalifornien zu benutzen beigebracht?«

»Kulis«, sagte ich.

Bunny nickte tiefsinnig. »Ein ehrlicher Mann, Gentlemen. Schlichter Geschmack. Legt seine Karten offen auf den Tisch. Gefällt mir.«

Die Tür ging auf, und die Zwillinge kamen herein.

»Was brüllst du hier, Bun?«, fragte Charles lachend und warf die Tür mit dem Fuß hinter sich ins Schloss. »Wir haben dich durch den ganzen Korridor gehört.«

Und Bunny ließ die Geschichte von dem Montblanc-Füller vom Stapel. Voller Unbehagen verdrückte ich mich in die Ecke und fing an, die Bücher im Regal zu betrachten.

»Wie lange hast du die Klassiker studiert?«, fragte jemand neben mir. Es war Henry, der sich auf seinem Stuhl umgedreht hatte und mich ansah.

»Zwei Jahre«, sagte ich.

»Was hast du auf Griechisch gelesen?«

»Das Neue Testament.«

»Nun, selbstverständlich hast du *Koine* gelesen«, sagte er ungehalten. »Aber was noch? Homer doch sicher. Und die lyrischen Dichter.«

Dies war Henrys spezielles Revier, das wusste ich. Ich traute mich nicht zu lügen. »Ein bisschen.«

»Und Platon?«

»Ja.«

»Den ganzen Platon?«

»Etwas Platon.«

»Aber alles in Übersetzungen.«

Ich zögerte – einen Augenblick zu lange. Er sah mich ungläubig an. »*Nicht?*«

Ich bohrte die Hände in die Taschen meines neuen Mantels. »Das meiste«, sagte ich, und das war alles andere als die Wahrheit.

»Das meiste wovon? Die Dialoge, meinst du? Und was ist mit späteren Werken? Plotinus?«

»Ja«, log ich. Ich habe bis zum heutigen Tag kein einziges Wort von Plotinus gelesen.

»Und was?«

Unglückseligerweise war mein Kopf plötzlich leer, und mir fiel nichts ein, von dem ich sicher wusste, dass Plotinus es geschrieben hatte. Die *Eklogen*? Nein, verdammt, das war Vergil. »Ehrlich gesagt, mir liegt nicht viel an Plotinus«, behauptete ich.

»Nein? Warum nicht?«

Er war wie ein Polizist mit seinen Fragen. Wehmütig dachte ich an mein altes Seminar, das ich hierfür aufgegeben hatte: »Einführung ins Drama« bei dem munteren Mr. Lanin, der uns auf dem Boden liegen und Entspannungsübungen machen ließ, während er umherspazierte und etwa sagte: »Jetzt stellt euch vor, euer Körper füllt sich mit einer kühlen orangefarbenen Flüssigkeit.«

Ich hatte die Plotinus-Frage für Henrys Geschmack nicht schnell genug beantwortet. Er sagte kurz etwas auf Latein.

»Wie bitte?«

Er sah mich kalt an. »Nicht so wichtig«, sagte er und beugte sich wieder über sein Buch.

Um meine Fassungslosigkeit zu verbergen, wandte ich mich dem Bücherregal zu.

»Zufrieden?«, hörte ich Bunny sagen. »Schätze, du hast ihn ziemlich ordentlich durch die glühenden Kohlen geschleift, he?«

Zu meiner großen Erleichterung kam Charles herüber, um Hallo zu sagen. Er war freundlich und ruhig, aber wir hatten kaum mehr als einen Gruß gewechselt, als die Tür aufging und es still wurde. Julian schlüpfte herein und schloss die Tür leise hinter sich.

»Guten Morgen«, sagte er. »Sie haben unseren neuen Studenten bereits kennengelernt?«

»Ja«, sagte Francis, wie ich fand, in gelangweiltem Ton, während er Camilla den Stuhl zurechtrückte und sich dann selbst setzte.

»Wunderbar. Charles, würden Sie das Teewasser aufsetzen?«

Charles ging in einen kleinen Vorraum, nicht größer als ein Wandschrank, und ich hörte Wasser laufen. (Mir ist es bis heute ein Rätsel, was sich in diesem Vorraum befand oder wie Julian es gelegentlich fertigbrachte, Vier-Gänge-Mahlzeiten daraus hervorzuzaubern.) Dann kam Charles heraus, schloss die Tür hinter sich und nahm Platz.

»Also«, sagte Julian und sah sich am Tisch um, »ich nehme an, wir sind alle bereit, die Welt der Phänomene zu verlassen und ins Sublime vorzudringen?«

Er war ein wunderbarer Redner, ein magischer Redner, und ich wünschte, ich könnte hier eine bessere Vorstellung von dem vermitteln, was er sagte, aber für einen mittelmäßigen Intellekt ist es unmöglich, die Reden eines Überlegenen wiederzugeben – erst recht nach so vielen Jahren –, ohne dass bei der Übersetzung ein großer Teil verloren geht. Die Diskussion an diesem Tag drehte sich um den Verlust des Ich, um Platons vierfachen göttlichen Wahnsinn, um Wahnsinn jeder Art, und Julian fing an, indem er von dem sprach, was er die Bürde des Ich nannte und weshalb viele Menschen das Ich überhaupt loswerden wollten.

»Warum quält uns diese hartnäckige kleine Stimme in unserem Kopf so sehr?«, fragte er und schaute in die Runde. »Vielleicht, weil sie uns daran erinnert, dass wir leben, an unsere Sterblichkeit, an unsere Seele – die aufzugeben wir letzten Endes doch viel zu viel Angst haben und die wir gleichwohl mehr leiden lassen als irgendetwas anderes? Aber ist es nicht der Schmerz, der uns unser Selbst oft am klarsten bewusst sein lässt? Es ist schrecklich, wenn ein Kind lernt, dass es ein von der Welt getrenntes Wesen ist, dass niemand und *nichts* Schmerz empfindet, wenn es selbst sich die Zunge verbrennt oder das Knie aufschürft, und dass Schmerz und Leid nur ihm selbst gehören. Und schrecklicher noch ist es, wenn wir älter werden und lernen, dass niemand, so sehr wir ihn auch lieben mögen, uns je wirklich verstehen kann. Unser eigenes Ich macht uns überaus unglücklich, und deshalb sind wir so erpicht darauf, es zu verlieren – glauben Sie nicht auch? Erinnern Sie sich an die Erinnyen?«

»Die Furien«, sagte Bunny, dessen staunende Augen halb unter der Haarsträhne verborgen waren.

»Richtig. Wie trieben sie die Menschen in den Wahnsinn? Sie ließen die Stimme des Ich anschwellen, verstärkten im Keim vorhandene Eigenschaften ins Extrem, machten die Menschen so sehr zu sich selbst, dass sie es nicht mehr ertragen konnten.

Und wie können wir dieses zum Wahnsinn treibende Ich loswerden, völlig loswerden? Durch *Liebe*? Ja, aber wie der alte Ke-

phalos einst Sophokles sagen hörte: Die wenigsten von uns wissen, dass die Liebe eine grausame und schreckliche Herrin ist. Man verliert sich selbst um des anderen willen, aber gerade dadurch wird man zum elenden Sklaven des launischsten aller Götter. Durch *Krieg*? Man kann sich in der Begeisterung der Schlacht verlieren, im Kampf für eine glorreiche Sache – aber es gibt nicht mehr so viele glorreiche Sachen, für die man heutzutage kämpfen könnte. Er lachte. »Allerdings, nach so viel Xenophon und Thukydides wage ich zu behaupten, es gibt nicht viele junge Leute, die in militärischer Taktik besser bewandert sind als Sie. Ich bin sicher, wenn Sie wollten, wären Sie durchaus in der Lage, gegen Hampden zu marschieren und die Stadt allein zu erobern.«

Henry lachte. »Wir könnten es heute Nachmittag tun, mit sechs Leuten«, sagte er.

»Und wie?«, fragten alle gleichzeitig.

»Eine Person müsste die Telefon- und Stromleitungen kappen, einmal bei der Brücke über den Battenkill, einmal stadtauswärts an der Hauptstraße in Richtung Norden. Wir andern könnten von Süden und Westen her vorrücken. Wir sind nicht viele, aber wenn wir uns verteilen, können wir alle Zugangspunkte sperren« – er streckte die Hand aus und spreizte die Finger – »und aus allen Richtungen auf das Zentrum vorrücken.« Seine Finger schlossen sich zu einer Faust. »Natürlich hätten wir den Vorteil des Überraschungsmoments«, sagte er, und ich spürte unversehens ein Kribbeln bei seinem eiskalten Tonfall.

Julian lachte. »Und wie viele Jahre ist es her, dass die Götter in die Kriege der Menschen eingegriffen haben? Ich nehme an, Apollo und Athena Nike würden herabkommen und an unserer Seite kämpfen, ›gebeten oder ungebeten‹, wie das Orakel von Delphi den Spartanern verkündete. Stellt euch vor, was für Helden Sie wären.«

»Halbgötter«, sagte Francis und lachte. »Wir könnten auf Thronen auf dem Town Square sitzen.«

»Und den Tribut der einheimischen Händler entgegennehmen.«

»Gold. Pfauen und Elfenbein.«

»Eher Cheddar und gewöhnliche Cracker, nehme ich an«, sagte Bunny.

»Blutvergießen ist etwas Schreckliches«, sagte Julian hastig – die Bemerkung über die gewöhnlichen Cracker hatte ihm nicht gefallen – »aber die blutrünstigsten Stellen bei Homer und Aischylos sind oft die prachtvollsten – beispielsweise die herrliche Rede der Klytämnestra in *Agamemnon*, die ich so sehr liebe ... Camilla, Sie waren unsere Klytämnestra, als wir die *Oresteia* aufführten; haben Sie noch etwas davon behalten?«

Das Licht vom Fenster schien ihr direkt ins Gesicht; in so starker Helligkeit sehen die meisten Leute ein wenig ausgewaschen aus, aber ihre klaren, feinen Züge erstrahlten bei dieser Beleuchtung nachgerade, sodass es schließlich ein Schock war, sie anzusehen, ihre hellen, leuchtenden Augen mit den schwarzen Wimpern, den goldenen Glimmer an ihren Schläfen, der nach und nach in ihr glänzendes honigwarmes Haar überging. »Noch ein bisschen«, sagte sie.

Sie schaute auf einen Punkt an der Wand über meinem Kopf und begann, den Text zu rezitieren. Ich starrte sie an. Ob sie einen Freund hatte – Francis vielleicht? Er und sie gingen ziemlich vertraut miteinander um, aber Francis sah nicht aus wie einer, der allzu großes Interesse an Mädchen hatte. Nicht, dass ich besonders große Chancen gehabt hätte, wo sie doch derart von klugen reichen Knaben in dunklen Anzügen umgeben war – ich mit meinen ungeschickten Händen und meinen Vorstadtmanieren.

Als sie Griechisch sprach, klang ihre Stimme rau und dunkel und wundervoll.

*So liegt er da, und seine Seele würgt er aus.
Und wie er ausbricht einen scharfen Schwall von Blut,
Mit dunklem Sprühn purpurnen Taues trifft er mich.
Und minder nicht bin ich erheitert als die Saat,
Die unter gottgesandter Feuchte Keime treibt.*

Es folgte ein kurzes Schweigen, als sie geendet hatte, und zu meiner Überraschung zwinkerte Henry ihr feierlich über den Tisch hinweg zu.

Julian lächelte. »Was für eine schöne Stelle«, sagte er. »Sie wirkt noch immer wie beim ersten Mal auf mich. Aber wie kommt es, dass etwas so Grässliches – eine Königin, die ihren Gemahl im Bad ersticht – uns so wunderbar vorkommt?«

»Es ist das Versmaß«, sagte Francis. »Jambischer Trimeter. Die wirklich grausigen Teile des *Inferno* zum Beispiel, mit Pier da Medicina, dem die Nase abgehackt wurde und der durch einen blutigen Schlitz in der Luftröhre spricht ...«

»Ich kann mir Schlimmeres vorstellen«, sagte Camilla.

»Das kann ich auch. Aber diese Passage ist schön, und das liegt an der *terza rima*. An ihrer Musik. Der Trimeter läutet in der Rede der Klytämnestra wie eine Glocke.«

»Aber der jambische Trimeter ist in der griechischen Dichtung ziemlich verbreitet, nicht wahr?«, sagte Julian. »Warum ist diese spezielle Stelle so atemberaubend? Warum finden wir etwas Ruhigeres oder Freundlicheres nicht anziehender?«

»Aristoteles sagt in der *Poetik*«, meinte Henry, »dass Gegenstände wie Leichen, die an sich schmerzlich zu betrachten sind, in einem Kunstwerk mit Genuss beschaubar werden können.«

»Und ich glaube, Aristoteles hat recht. Schließlich – welche Szenen aus der Dichtung haben sich uns am tiefsten ins Gedächtnis gegraben, welche lieben wir am meisten? Genau diese. Die Ermordung des Agamemnon, der Zorn des Achilles. Dido auf dem Scheiterhaufen. Die Dolche der Verräter und Caesars Blut – erinnern Sie sich, wie Suetonius den Leichnam schildert, der auf der Bahre fortgetragen wird, während ein Arm herunterbaumelt?«

»Der Tod ist die Mutter der Schönheit«, sagte Henry.

»Und was ist Schönheit?«

»Grauen.«

»Gut gesagt«, stellte Julian fest. »Schönheit ist selten sanft oder

tröstlich. Ganz im Gegenteil. Echte Schönheit ist immer durchaus erschreckend.«

Ich sah Camilla an, ihr Gesicht, das von der Sonne überstrahlt war, und ich musste an die Zeile aus der *Ilias* denken, die ich so sehr liebe, wo von Pallas Athene die Rede ist und ihren schrecklichen strahlenden Augen.

»Und wenn Schönheit Grauen ist«, fuhr Julian fort, »was ist dann Sehnsucht? Wir glauben, wir haben viele Sehnsüchte, aber tatsächlich ist es nur eine. Welche?«

»Zu leben«, sagte Camilla.

»Ewig zu leben«, sagte Bunny, das Kinn in die flache Hand gestützt.

Der Teekessel fing an zu pfeifen.

Als die Tassen auf dem Tisch standen und Henry, feierlich wie ein Mandarin, den Tee eingeschenkt hatte, redeten wir über die verschiedenen Arten des Wahnsinns, den die Götter herbeiführen: den poetischen, den prophetischen und schließlich den dionysischen.

»Der bei Weitem der geheimnisvollste ist«, sagte Julian. »Wir sind es gewohnt, uns die religiöse Ekstase als etwas vorzustellen, was man nur bei primitiven Gesellschaften vorfindet, obgleich sie häufig bei den kultiviertesten Völkern vorkommt. Die Griechen, wissen Sie, waren eigentlich nicht sehr viel anders als wir. Sie waren sehr förmliche Menschen, außergewöhnlich zivilisiert, voller Verdrängungen. Dennoch wurden sie häufig *en masse* von wildester Verzückung erfasst – in Tanz, Raserei, Gemetzel, Visionen –, die uns vermutlich als klinischer Wahnsinn erscheinen würde, irreversibel und final. Aber die Griechen – manche jedenfalls – konnten sich nach Belieben hineinstürzen und wieder daraus hervorkommen. Wir können die Berichte darüber nicht vollständig in den Bereich des Mythos verweisen. Sie sind sehr gut dokumentiert, auch wenn die antiken Kommentatoren diesen Phänomenen ebenso ratlos gegenüberstanden wie wir. Manche meinen, sie seien das Ergebnis

von Fasten und Beten gewesen, andere vermuten, sie seien durch Alkohol herbeigeführt worden. Sicher hatte auch die Hysterie als Gruppenphänomen etwas damit zu tun. Trotzdem ist es schwierig, das extreme Ausmaß solcher Erscheinungen zu erklären. Die Todbenden wurden offenbar in einen nichtrationalen, präintellektuellen Zustand zurückgestürzt, in dem die Persönlichkeit durch etwas völlig anderes ersetzt wurde – und mit ›anders‹ meine ich etwas allem Anschein nach Nichtsterbliches. Etwas Unmenschliches.«

Ich dachte an die *Bakchai*, ein Stück, das mir mit seiner wilden Gewalttätigkeit Unbehagen bereitete, ebenso wie der Sadismus seines mörderischen Gottes. Verglichen mit den anderen Tragödien, die von erkennbaren Grundsätzen der Gerechtigkeit regiert wurden – mochten sie noch so grausam sein –, war es ein Triumph der Barbarei über die Vernunft: dunkel, chaotisch, unerklärlich.

»Wir geben es nicht gern zu«, sagte Julian, »aber die Vorstellung, die Kontrolle zu verlieren, ist für Menschen, die sich wie wir unter Kontrolle haben, faszinierender als kaum etwas sonst. Alle wahrhaft zivilisierten Völker, die antiken nicht weniger als wir, haben sich zivilisiert, indem sie das alte, animalische Ich willentlich unterdrückten. Unterscheiden wir hier in diesem Zimmer uns wirklich so sehr von den Griechen oder den Römern? Die so besessen waren von Pflicht, Frömmigkeit, Loyalität, Opfermut? Von alledem, was dem modernen Geschmack ein solches Frösteln bereitet?«

Ich schaute in die Runde der sechs Gesichter am Tisch. Dem modernen Geschmack mochten sie in der Tat ein leises Frösteln bereiten.

»Und es ist eine Verlockung für jede intelligente Person, vor allem für Perfektionisten wie die Alten und uns, das primitive, emotionale, triebhafte Ich zu töten. Aber das ist ein Fehler.«

»Warum?«, fragte Francis und beugte sich ein Stück vor.

Julian zog eine Braue hoch; die lange, weise Nase verlieh seinem Profil eine leichte Vorwärtsneigung, wie bei einem Etrusker auf einem Relief. »Weil es gefährlich ist, die Existenz des Irratio-

nalen zu ignorieren. Je kultivierter ein Mensch ist, je intelligenter, je beherrschter, desto nötiger braucht er eine Methode, die primitiven Impulse zu kanalisieren, an deren Abtötung er so hart arbeitet. Sonst werden diese machtvollen alten Kräfte sich sammeln und erstarken, bis sie mächtig genug sind, um hervorzubrechen, umso ungezügelter, je länger sie verdrängt worden sind, und oft sind sie dann wuchtig genug, den Willen völlig fortzuschwemmen. Als Warnung vor dem, was geschieht, wenn ein solches Druckventil fehlt, haben wir das Beispiel der Römer. Denken Sie zum Beispiel an Tiberius, den hässlichen Stiefsohn, der sich bemüht, dem Befehl seines Stiefvaters Augustus gerecht zu werden. Denken Sie an die gewaltige, an die unglaubliche Belastung, der er sich unterzogen haben muss, als er in die Fußstapfen eines Erlösers, eines Gottes trat. Das Volk hasste ihn. Sosehr er sich auch bemühen mochte, er war nie gut genug, konnte niemals sein verhasstes Ich loswerden – und schließlich brach der Damm. Er wurde von seinen eigenen Perversionen davongespült, und er starb alt und wahnsinnig, verloren in den Lustgärten Capris – nicht einmal dort glücklich, wie man hoffen möchte, sondern im Elend. Vor seinem Tod schrieb er einen Brief an den Senat. »Mögen alle Götter und Göttinnen mich mit einer Vernichtung heimsuchen, die furchtbarer noch ist als die, welche täglich ich erleide.« Und denken Sie an die, die nach ihm kamen. Caligula. Nero.«

Nach einer Pause sprach er weiter. »Der Genius Roms, und vielleicht auch sein Makel, lag in der Sucht nach Ordnung. Man sieht sie in ihrer Architektur, in ihrer Literatur, in ihren Gesetzen – ihr wildes Leugnen der Dunkelheit, der Unvernunft, des Chaos.« Er lachte. »Leicht verständlich, weshalb die Römer, die für gewöhnlich gegen fremde Religionen so tolerant waren, die Christen plötzlich gnadenlos verfolgten – was für eine absurde Vorstellung, dass ein gewöhnlicher Krimineller von den Toten auferstanden sein sollte, und wie abstoßend, dass seine Anhänger ihn feierten, indem sie sein Blut tranken. Das Unlogische daran erschreckte sie, und sie taten

alles, was in ihrer Macht stand, um es zu vernichten. Ja, ich glaube, der Grund dafür, dass sie so drastische Schritte unternahmen, bestand darin, dass sie nicht nur davor erschrakten, sondern sich auch auf schreckliche Weise davon angezogen fühlten. Pragmatiker sind oft seltsam abergläubisch. Bei all ihrer Logik – wer lebte denn in größerer Furcht vor dem Übernatürlichen als die Römer?

Die Griechen waren anders. Sie hatten eine Leidenschaft für Ordnung und Symmetrie, ganz wie die Römer, aber sie wussten, wie töricht es war, die unsichtbare Welt, die alten Götter, zu verleugnen. Emotion, Dunkelheit, Barbarei. « Er schaute für einen Augenblick an die Decke, und sein Gesicht war beinahe besorgt. »Sie erinnern sich an das, was wir vorhin besprachen – dass blutrünstige, schreckliche Dinge oft die schönsten sind?«, sagte er. »Es ist eine sehr griechische Idee, und eine sehr profunde dazu. Schönheit ist Schrecken. Was immer wir schön nennen, wir erzittern davor. Und was könnte schrecklicher und schöner sein, für Seelen wie die der Griechen oder unsere, als die Kontrolle über uns restlos zu verlieren? Die Ketten des Daseins für einen Augenblick abzuwerfen, die Zufälligkeit unseres sterblichen Ich zu zerschlagen? Euripides spricht von den Maenaden: die Köpfe zurückgeworfen, die Kehle den Sternen zugewandt, »eher Rehen gleich denn menschlichen Wesen«. Absolut frei zu sein! Man ist natürlich durchaus in der Lage, diese destruktiven Leidenschaften auf vulgärere und weniger sinnvolle Arten auszutoben. Aber wie herrlich ist es, sie in einem einzigen Schwall freizugeben! Zu singen, zu schreien, mitten in der Nacht barfuß im Wald zu tanzen, der Sterblichkeit so wenig sich bewusst wie ein Tier! Das sind machtvolle Mysterien. Das Brüllen der Stiere. Honigquellen, die murmelnd aus dem Boden springen. Wenn wir in unseren Seelen stark genug sind, können wir den Schleier abreißen und dieser nackten, schrecklichen Schönheit ins Gesicht schauen; mag Gott uns verzehren, verschlingen, unsere Knochen brechen. Und uns dann ausspucken, wiedergeboren.«

Wir alle saßen regungslos vorgebeugt da. Mein Unterkiefer war heruntergeklappt, und ich war mir jedes einzelnen Atemzugs bewusst.

»Und das ist für mich die schreckliche Verführung des dionysischen Rituals. Für uns schwer vorstellbar. Das Feuer reinen Seins.«

Nach dem Unterricht ging ich wie im Traum nach unten; in meinem Kopf drehte sich alles, aber ich war mir schmerzhaft bewusst, dass ich lebendig und jung und wie herrlich der Tag war; der Himmel war von tiefem, tiefem, peinigendem Blau, und im Wind zerstoßen rote und gelbe Blätter zu einem Wirbel von Konfetti.

Schönheit ist Schrecken. Was immer wir schön nennen, wir erzittern davor.

An diesem Abend schrieb ich in mein Tagebuch: »Die Bäume sind jetzt schizophran und fangen an, die Kontrolle zu verlieren, rasend vom Schock über die feurigen neuen Farben. Jemand – war es van Gogh? – sagte, Orange sei die Farbe des Wahnsinns. *Schönheit ist Schrecken*. Wir wollen verschlungen werden von ihr, wollen uns verbergen in jenem Feuer, das uns läutert.«

Ich ging ins Postzimmer (blasierte Studenten, *business as usual*) und bekritzelte, immer noch unnatürlich benommen, eine Ansichtskarte an meine Mutter – feuriger Ahorn, ein Bergbach. Eine Notiz auf der Rückseite riet: »*Planen Sie jetzt Ihre Reise zum Herbsturlaub in Vermont zwischen dem 25. September und 15. Oktober; wenn es hier am prächtigsten ist.*«

Als ich sie in den Briefkasten steckte, sah ich Bunny auf der anderen Seite des Zimmers; er hatte mir den Rücken zugewandt und musterte die Reihe der nummerierten Postfächer. Es war anscheinend meine eigene Box, vor der er stehen blieb und etwas hineinschob. Verstohlen richtete er sich wieder auf und ging rasch hinaus, die Hände in den Taschen und mit flatternden Haaren.

Ich wartete, bis er weg war, und ging zu meinem Postfach. Da-

rin fand ich einen cremefarbenen Umschlag – aus dickem Papier, knisternd und sehr formell, aber die Handschrift war krakelig und kindlich wie die eines Fünfjährigen. Bunny hatte mit Bleistift geschrieben, winzig, ungleichmäßig und schwer entzifferbar.

Richard, Mein Alter,

Was hältst du davon, Wenn Wir Samstag zusammen essen, vielleicht um 1? Ich kenne da ein Tolles kleines Lokal. Mit Cocktails und allem Drum und Dran. Auf meine Rechnung. Bitte komm.

Dein Bun

PS: Zieh eine Krawatte an. Ich bin Sicher, das hättest du sowieso gemacht, aber die zerren sonst ein grausiges Ding aus der Kiste und die MUSST du dann tragen, wenn nicht.

Ich studierte den Brief, steckte ihn in die Tasche und wollte hinausgehen, als ich fast mit Dr. Roland zusammengestoßen wäre, der eben zur Tür hereinkam. Erst schien er gar nicht zu wissen, wer ich war. Aber als ich schon dachte, ich sei davongekommen, setzte sich die knarrende Maschinerie seines Gesichtes in Bewegung, und die Pappkulisse mit der Dämmerung des Erkennens wurde ruckartig aus dem staubigen Prosenium herabgesenkt.

»Tag, Dr. Roland«, sagte ich und ließ alle Hoffnung fahren.

»Wie läuft er, mein Junge?«

Er meinte meinen imaginären Wagen. »Prima«, sagte ich.

»Bei Redeemed Repair gewesen?«

»Ja.«

»Zylinderkopfdichtung.«

»Ja«, sagte ich, und dann fiel mir ein, dass ich ihm etwas von einem Getriebeschaden erzählt hatte. Aber Dr. Roland hatte inzwischen einen Vortrag über Pflege und Funktion der Zylinderkopfdichtung begonnen.

»Und das«, schloss er, »ist eines der Hauptprobleme bei einem

ausländischen Fahrzeug. Sie können eine Menge Öl damit durch den Auspuff jagen. Da kommt eine Dose zur anderen, und das Öl wächst nicht auf Bäumen.«

Er warf mir einen bedeutsamen Blick zu. »Wer hat Ihnen die Dichtung verkauft?«, wollte er wissen.

»Weiß ich nicht mehr.« Ich schwankte, unerträglich angeödet, wie in Trance, bewegte mich aber doch kaum merklich der Tür entgegen.

»War es Bud?«

»Ich glaube.«

»Oder Bill. Bill Hundy ist gut.«

»Ich glaube, es war Bud«, sagte ich.

»Wie fanden Sie die alte Elster?«

Ich wusste nicht genau, ob er jetzt Bud meinte oder buchstäblich eine alte Elster oder ob wir jetzt auf das Gebiet der senilen Demenz zusteuerten. Es war manchmal schwer zu glauben, dass Dr. Roland ein ordentlicher Professor am sozialwissenschaftlichen Institut dieses vorzüglichen Colleges sein sollte. Er wirkte eher wie ein schwatzhafter alter Knacker, der im Bus neben einem saß und einem dauernd die Papiere zeigen wollte, die er zusammengefaltet in seiner Brieftasche aufbewahrte.

Er fasste gerade noch einmal einige Informationen über Zylinderkopfdichtungen, die er mir bereits gegeben hatte, zusammen, während ich auf einen günstigen Augenblick wartete, um mir plötzlich einfallen zu lassen, dass ich zu einer Verabredung zu spät kam, als Dr. Rolands Freund, Dr. Blind, auf seinen Spazierstock gestützt, strahlend herangehumpelt kam. Dr. Blind war ungefähr neunzig Jahre alt und gab seit fünfzig Jahren einen Kurs mit dem Titel »Invariante Sub-Räume«, der sowohl wegen seiner Monotonie und absoluten Unverständlichkeit bekannt war als auch dafür, dass die Abschlussprüfung seit Menschengedenken aus ein und derselben einzelnen Ja-oder-Nein-Frage bestand. Die Frage war drei Seiten lang, und die Antwort lautete »Ja«. Mehr

brauchte man nicht zu wissen, um »Invariante Sub-Räume« zu bestehen.

Er war, wenn das möglich war, ein noch größerer Windmacher als Dr. Roland. Zusammen waren sie wie eines dieser Superhelden-Duos aus den Comics: unbezwingbar, das unüberwindliche Bündnis der Langeweile und der Konfusion. Mit einer gemurmelten Entschuldigung schlüpfte ich hinaus und überließ die beiden sich selbst und ihren ehrfurchtgebietenden Angelegenheiten.

ZWEITES KAPITEL

Ich hatte gehofft, es werde kühl sein, wenn ich mit Bunny zu Mittag äße, denn meine beste Jacke war aus kratzigem dunklen Tweed; aber als ich am Samstag aufwachte, war es heiß, und es wurde zunehmend heißer.

»Wird 'ne Gluthitze geben heute«, sagte der Hausmeister, als ich im Gang an ihm vorbeiging. »Altweibersommer.«

Es war eine schöne Jacke – irische Wolle, grau mit moosgrünen Flecken; ich hatte sie in San Francisco gekauft und dafür fast jeden Cent ausgegeben, den ich von meinem Sommerferienjob gespart hatte –, aber sie war viel zu schwer für einen warmen, sonnigen Tag. Ich zog sie an und ging ins Bad, um meine Krawatte zurechtzurücken.

Ich war nicht in der Stimmung zum Plaudern, und es war eine unangenehme Überraschung, dass ich Judy Poovey traf, die sich am Waschbecken die Zähne putzte. Judy Poovey wohnte zwei Türen weiter und schien zu glauben, weil sie aus Los Angeles war, hätten wir eine Menge miteinander gemeinsam. Sie schnitt mir auf dem Gang den Weg ab, versuchte mich auf Partys zum Tanzen zu zwingen und hatte mehreren Mädchen erzählt, dass sie mit mir schlafen würde – allerdings in nicht so zartfühlenden Worten. Sie trug ausgeflippte Klamotten und hatte gesträhntes Haar und eine rote Corvette mit einem kalifornischen Nummernschild und dem Kennzeichen JUDY P. Ihre Stimme war laut und schwoll häufig zu einem Kreischen an, das dann durch das Haus hallte wie die Schreie eines furchtbaren tropischen Vogels.

»Hi, Richard«, sagte sie und spuckte einen Mundvoll Zahnpastaschaum aus. Sie hatte eine abgeschnittene Jeans an, auf die mit einem Magic Marker ein bizarres, wildes Muster gemalt war, und ein elastisches Top, das ihren von intensivem Aerobictraining gestählten Bauch frei ließ.

»Hallo«, sagte ich und widmete mich meiner Krawatte.

»Du siehst niedlich aus heute.«

»Danke.«

»Hast du ein Date?«

Ich wandte mich vom Spiegel ab und sah sie an. »Was?«

»Wo gehst du hin?«

Inzwischen war ich an ihre Verhöre gewöhnt. »Essen.«

»Mit wem?«

»Mit Bunny Corcoran.«

»Du kennst Bunny?«

Wieder sah ich sie an. »Halbwegs. Du auch?«

»Na klar. Er war in meinem Kunstgeschichteseminar. Er ist irre komisch. Aber seinen Freund kann ich nicht leiden, diesen Spinner, den anderen mit der Brille, wie heißt er gleich?«

»Henry?«

»Ja, den.« Sie beugte sich dem Spiegel entgegen und fing an, ihr Haar aufzuplustern, und dabei drehte sie den Kopf hierhin und dahin. Ihre Fingernägel waren chanelrot und so lang, dass sie künstlich sein mussten. »Ich finde, er ist ein arschloch.«

»Ich kann ihn irgendwie ganz gut leiden«, sagte ich beleidigt.

»Ich nicht.« Sie scheidelte ihr Haar in der Mitte und benutzte die Krallen ihres Zeigefingers als Kamm. »Zu mir ist er immer mies. Und diese Zwillinge kann ich auch nicht ausstehen.«

»Wieso nicht? Die Zwillinge sind nett.«

»Ach ja?« Sie verdrehte ein betuschtes Auge im Spiegel. »Dann hör mir mal zu. Ich war da auf so 'ner Party im letzten Semester, echt betrunken, und es war 'ne Art Slam Dance im Gange, okay? Jeder krachte so gegen jeden, und aus irgendeinem Grund ging das

Zwillingsmädchen über die Tanzfläche, und *pow!*, rauschte ich voll in sie rein, richtig hart. Da sagt sie irgendwas Grobes, aber total fehl am Platze, und eh ich mich's versehe, hab ich ihr mein Bier ins Gesicht gekippt. So 'n Abend war das. Ich hatte selber schon ungefähr *sechs* Bier abgekriegt, und es war einfach total normal, verstehst du? Jedenfalls, sie fängt an, mich anzuschreien, und ungefähr 'ne halbe Sekunde später ist ihr Bruder da und dieser Henry, und sie bauen sich vor mir auf, als ob sie mich zusammenschlagen wollen.« Sie raffte ihr Haar in einem Pferdeschwanz nach hinten und begutachtete ihr Profil im Spiegel. »Jedenfalls, ich bin betrunken, und die beiden Typen rücken mir auf die drohende Tour auf die Pelle, und du weißt ja, dieser Henry, der ist echt *groß*. Es war schon furchterregend, aber ich war so betrunken, dass es mir egal war, und ich sagte ihnen, sie sollten sich verpissen.« Sie wandte sich vom Spiegel ab und lächelte strahlend. »Ich trank Kamikazes an dem Abend. Wenn ich Kamikazes trinke, passieren mir immer schreckliche Sachen. Ich fahre mein Auto zu Schrott, ich gerate in Schlägereien ...«

»Und wie ging's weiter?«

Achselzuckend wandte sie sich wieder dem Spiegel zu. »Wie gesagt, ich sagte ihnen, sie sollten sich verpissen. Und der Zwilling Bruder, der fängt an, mich *anzukreischen*. Als ob er mich wirklich umbringen will, verstehst du? Und dieser Henry, der stand einfach nur da, aber vor dem hatte ich mehr Angst als vor dem anderen. Jedenfalls, ein Freund von mir, der früher hier war und der echt hart ist – der war in so 'ner Motorradgang, mit Ketten und alldem Scheiß – schon mal gehört von Spike Romney?«

Ich hatte – ja, ich hatte ihn auf meiner ersten Friday Night Party sogar gesehen. Er war gewaltig, ein Kerl von weit über zweihundert Pfund, mit Narben an den Händen und Stahlkappen an den Motorradstiefeln.

»Na, jedenfalls, Spike kommt an und sieht, wie diese Typen mich beschimpfen, und da schubst er den Zwilling mit der Schulter und sagt, er soll abhauen, und bevor ich hingucken konnte, hatten die

beiden sich auf ihn gestürzt. Die Leute versuchten, diesen Henry wegzuziehen – viele –, und sie schafften's nicht. *Sechs Typen* konnten ihn nicht wegziehen. Hat Spike das Schlüsselbein und zwei Rippen gebrochen und das Gesicht ziemlich übel zugerichtet. Ich hab Spike gesagt, er hätte die Bullen rufen sollen, aber er hatte selber irgendwie Ärger und durfte den Campus eigentlich gar nicht betreten. Aber es war 'ne üble Szene.« Sie ließ ihr Haar los, sodass es ihr ums Gesicht fiel. »Ich meine, Spike ist 'n echt harter Typ. Und skrupellos. Man sollte meinen, er wäre imstande, diesen beiden Stieseln mit ihren Anzügen und Krawatten und dem ganzen Zeug den Arsch aufzureißen.«

»Hmmm«, sagte ich und bemühte mich, nicht zu lachen. Es war eine komische Vorstellung, wie Henry mit seiner kleinen runden Brille und seinen auf Pali verfassten Büchern einem Spike Romney das Schlüsselbein brach.

»Das ist unheimlich«, meinte Judy. »Ich schätze, wenn so verklemmte Typen wütend werden, dann werden sie *wirklich* wütend. Wie mein Vater.«

»Ja, vermutlich.« Ich schaute wieder in den Spiegel und zog den Knoten meiner Krawatte zurecht.

»Viel Spaß«, sagte sie beiläufig und ging zur Tür. Dann blieb sie stehen. »Sag mal, wird dir nicht warm in dieser Jacke?«

»Eine andere gute hab ich nicht.«

»Willst du mal die anprobieren, die ich hab?«

Ich drehte mich um und sah sie an. Sie hatte ein Highschool-Examen in Kostümdesign und bewahrte deshalb allerlei eigenartige Kleidungsstücke in ihrem Zimmer auf.

Warum nicht, dachte ich, und ging mit ihr mit.

Die Jacke war unerwartet schön – ein altes Brooks-Brothers-Stück aus ungefütterter Seide, elfenbeinfarben mit pfauengrünen Streifen. Sie war ein bisschen weit, passte aber ganz gut. »Judy«, sagte ich und schaute auf meine Manschetten. »Die ist ja wunderbar. Du hast ganz sicher nichts dagegen?«

»Du kannst sie behalten«, sagte Judy. »Ich hab sie aus dem Schrank im Kostümladen geklaut. Ich wollte sie auftrennen und so was wie 'n *Mieder* draus machen. Aber im Augenblick hab ich eh keine Zeit, was damit zu machen. Ich hab zu viel zu tun mit den verdammten Kostümen für das beschissene *Was ihr wollt*. In drei Wochen ist Premiere, und ich weiß nicht, was ich machen soll. Ich hab in diesem Semester lauter Erstsemester, die für mich arbeiten, und die können eine Nähmaschine nicht von 'nem Loch im Boden unterscheiden.«

»Übrigens, tolle Jacke, mein Alter«, sagte Bunny, als wir aus dem Taxi stiegen. »Seide, was?«

»Ja. Hat meinem Großvater gehört.«

Bunny nahm dicht bei der Manschette ein Stück von dem üppi-gen gelblichen Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger und rieb es prüfend. »Hübsches Stück«, sagte er wichtigtuersch. »Allerdings nicht ganz das Richtige für diese Jahreszeit.«

»Nicht?«

»Nee. Wir sind hier an der Ostküste, mein Junge. Ich weiß, bei euch da draußen gilt in Kleidungsfragen ein ziemliches *laissez-faire*, aber hier drüben lassen sie dich nicht das ganze Jahr über in der Badehose herumlaufen. Schwarz und Blau, das ist die Parole. Schwarz und Blau ... Komm, ich halte dir die Tür auf. Weißt du, ich glaube, der Laden wird dir gefallen. Ist nicht gerade die Polo Lounge, aber für Vermont ist es nicht übel, findest du nicht auch?«

Es war ein kleines, schönes Restaurant mit weißen Tischtüchern; runde Erkerfenster blickten auf einen Cottage-Garten hinaus: Hecken und Spalierrosen, ein Steinplattenweg, von Brunnenkresse gesäumt. Die Gäste waren überwiegend mittleren Alters und recht wohlhabend: rotgesichtige Landanwalstypen, die nach der Mode von Vermont zu ihren Anzügen Schuhe mit Krepptsohlen trugen, Ladys mit glänzendem Lippenstift und Challisröcken, auf ihre sonnengebräunte, unprätentiöse Art hübsch anzusehen. Ein Ehepaar

blickte zu uns herüber, als wir hereinkamen, und mir war sehr bewusst, welchen Eindruck wir machten – zwei gut aussehende Collegestudenten mit reichen Vätern und ohne Sorgen. Die Damen waren zwar fast alle alt genug, um meine Mutter zu sein, aber eine oder zwei waren tatsächlich sehr attraktiv. Ganz nett, wenn du drankommst, dachte ich, und ich stellte mir eine jung gebliebene Ehefrau vor, ein großes Haus und nichts zu tun und einen Ehemann, der dauernd geschäftlich unterwegs ist. Gutes Essen, ein bisschen Taschengeld, vielleicht sogar was wirklich Großes, ein Auto zum Beispiel ...

Ein Kellner kam herein. »Sie haben reserviert?«

»Für Corcoran«, sagte Bunny, die Hände in den Taschen, und wippte auf den Absätzen vor und zurück. »Wo steckt Caspar denn heute?«

»Er hat Urlaub. In zwei Wochen ist er wieder da.«

»Na, schön für ihn«, sagte Bunny herzlich.

»Ich werde ihm sagen, dass Sie nach ihm gefragt haben.«

»Ach ja, machen Sie das, ja? Caspar ist ein super Typ«, sagte Bunny zu mir, als wir dem Kellner zum Tisch folgten. »Oberkellner hier. Ein massiger alter Knabe mit Schnurrbart, Österreicher oder so was. Und nicht mal« – er senkte die Stimme zu einem lauten Flüstern –, »nicht mal schwul, falls du das glauben kannst. Homos arbeiten zu gern in Restaurants; hast du das schon mal gemerkt? Ich meine, *jede einzelne Schwuchtel* ...«

Ich sah, dass unser Kellner einen steifen Nacken kriegte.

»... die mir je begegnet ist, ist besessen vom Essen. Ich frage mich, wie das kommt. Vielleicht was Psychologisches? Mir scheint ...«

Ich legte einen Finger an die Lippen und deutete mit einem Kopfnicken auf den Rücken des Kellners, gerade als der sich umdrehte und uns mit einem unsagbar böartigen Blick bedachte.

»Ist Ihnen dieser Tisch recht, *Gentlemen?*«, fragte er.

»Aber sicher«, sagte Bunny strahlend.

Der Kellner reichte uns mit affektierter Delikatesse die Speise-

karten und stolzierte davon. Ich setzte mich und klappte mit glühendem Gesicht die Weinkarte auf. Bunny machte es sich auf seinem Stuhl bequem, nahm einen Schluck Wasser und sah sich glücklich um. »Das ist ein tolles Lokal«, sagte er.

»Ja, nett.«

»Aber nicht das Polo.« Er harkte sich das Haar aus den Augen. »Gehst du da oft hin? Ins Polo, meine ich.«

»Oft nicht.« Ich hatte noch nie davon gehört, aber das war vielleicht verständlich, denn es war vierhundert Meilen von zu Hause entfernt.

»Scheint mir so ein Laden zu sein, wo man mit seinem Vater hingehet«, meinte Bunny versonnen. »Gespräche von Mann zu Mann und so 'n Zeug. Für meinen Dad ist das die Oak Bar im Plaza. Da ist er mit mir und meinen Brüdern hingegangen, um uns den ersten Drink zu spendieren, als wir achtzehn wurden.«

Ich bin Einzelkind; die Geschwister anderer Leute interessieren mich. »Brüder?«, sagte ich. »Wie viele?«

»Vier. Teddy, Hugh, Patrick und Brady.« Er lachte. »Es war schrecklich, als Dad mit mir hinging, weil ich der Kleinste bin, und es war eine so große Sache; er redete lauter so 'n Zeug wie ›Hier, Sohn, ist dein erster Drink‹ und ›Nicht lange, und du sitzt an meinem Platz‹ und ›Wahrscheinlich bin ich bald tot‹. Die ganze Zeit hatte ich eine Heidenangst. Einen Monat vorher waren mein Kumpel Cloke und ich nämlich für einen Tag von Saint Jerome's heraufgekommen, um in der Bibliothek für eine Geschichtsarbeit zu recherchieren, und dann hatten wir in der Oak Bar 'ne dicke Rechnung zusammengesoffen und waren abgehauen, ohne zu bezahlen. Du weißt schon, jugendlicher Übermut – aber jetzt war ich wieder da, mit meinem *Dad*.«

»Und haben sie dich erkannt?«

»'türlich«, sagte er grimmig. »Ich wusste es. Aber sie waren ziemlich dezent. Haben nichts gesagt, sondern die alte Rechnung einfach bei meinem Dad drangehängt.«

Ich versuchte mir die Szene vorzustellen: den betrunkenen alten Vater in Anzug und Weste, wie er seinen Scotch, oder was immer er trank, im Glas kreisen ließ. Und Bunny. Er sah ein bisschen schlaff aus, aber es war die Schläffheit von Muskeln, die sich in Fleisch verwandelt hatten. Ein großer Junge, einer von denen, die in der Highschool Football spielten. Und einer von den Söhnen, die sich jeder Vater insgeheim wünscht: groß und gutmütig und nicht so schrecklich helle, sportbegeistert und mit einer Begabung fürs Schulterklopfen und für blöde Witze. »Hat er's gemerkt?«, fragte ich, »dein Dad?«

»Nee. Er hatte einen schweren Schwips. Wenn ich der Bartender im Oak Room gewesen wäre, hätte er's auch nicht gemerkt.«

Der Kellner kam wieder auf uns zu.

»Guck mal, da kommt unser Zuckerschnütchen«, sagte Bunny und widmete sich der Speisekarte. »Weißt du schon, was du essen willst?«

»Was ist da eigentlich drin?«, fragte ich Bunny und beugte mich vor, um in das Glas zu schauen, das der Kellner ihm gebracht hatte. Es war so groß wie ein kleines Goldfischglas und leuchtend korallenrot, und bunte Strohhalme, Papierschirmchen und Fruchtstücke ragten in irrwitzigen Winkeln daraus hervor.

Bunny zog einen der Papierschirme heraus und leckte den Stiel ab. »'ne Menge Zeugs. Rum, Preiselbeersaft, Kokosmilch, Triple Sec, Pfirsichlikör, Crème de Menthe, ich weiß nicht, was noch alles. Probier mal, es ist gut.«

»Nein danke.«

»Na los.«

»Schon gut.«

»*Na los.*«

»Nein, vielen Dank, aber ich möchte nicht.«

»Das erste Mal hab ich so was auf Jamaika getrunken, im Sommer vor zwei Jahren«, sagte Bunny und versank in Erinnerungen.

»Ein Bartender namens Sam hat es für mich zusammengebracht. ›Wenn du drei davon trinkst, mein Sohn‹, hat er gesagt, ›dann kannst du die Tür nicht mehr finden‹ – und ich schwöre dir, ich konnt’s nicht. Schon mal auf Jamaika gewesen?«

»Nicht in letzter Zeit, nein.«

»Wahrscheinlich bist du an Palmen und Kokosnüsse und das ganze Zeugs gewöhnt, in Kalifornien und so weiter. *Ich* fand es wunderbar. Hab mir ’ne pinkfarbene Badehose mit Blumen drauf gekauft. Hab versucht, Henry zu überreden, dass er mitkommt, aber er meinte, da gäb’s keine Kultur. Aber ich glaube, das stimmt nicht; die hatten da ein kleines Museum oder so was.«

»Verstehst du dich mit Henry?«

»Oh, klar.« Bunny richtete sich auf und lehnte sich zurück. »Wir haben uns ein Zimmer geteilt, in unserem ersten Jahr hier.«

»Und du magst ihn?«

»Sicher, sicher. Aber es ist schwer, mit ihm zusammenzuwohnen. Er hasst Lärm, hasst Gesellschaft, hasst Unordnung. Kommt nicht in Frage, dass man ein Mädchen mit aufs Zimmer bringt, um sich noch ein paar Art-Pepper-Platten anzuhören, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ich finde ihn irgendwie unhöflich.«

Bunny zuckte die Achseln. »Das ist nun mal seine Art. Weißt du, sein Verstand funktioniert anders als deiner oder meiner. Er schwebt immer über den Wolken, mit Platon oder so was. Er arbeitet zu viel, nimmt sich zu ernst, studiert Sanskrit und Koptisch und diese anderen verrückten Sprachen. Henry, sag ich zu ihm, wenn du deine Zeit verplempern willst, indem du noch was anderes lernst außer Griechisch – das und gutes Englisch ist alles, was ein Mann *braucht*, denke ich persönlich –, wieso kaufst du dir dann nicht ein paar Berlitz-Platten und polierst dein Französisch auf. Such dir ein kleines Cancan-Mädchen. Wulle-wuh kuscheh a weck moa und das ganze Zeugs.«

»Wie viele Sprachen spricht er denn?«

»Da hab ich die Übersicht verloren. Sieben oder acht. Er kann *Hieroglyphen* lesen.«

»Wow.«

Bunny schüttelte liebevoll den Kopf. »Er ist ein Genie, dieser Junge. Er könnte Übersetzer bei der UNO werden, wenn er wollte.«

»Wo kommt er her?«

»Aus Missouri.«

Das sagte er mit solcher Pokermiene, dass ich glaubte, er mache einen Witz. Ich lachte.

Bunny zog amüsiert die Braue hoch. »Was denn? Dachtest du, er ist aus dem Buckingham-Palast oder so was?«

Ich zuckte die Achseln und lachte immer noch. Henry war so eigentümlich – es war schwer vorstellbar, dass er überhaupt irgendwoher kam.

»Jawoll«, sagte Bunny. »Aus Missouri ist er. Aus St. Louis wie der alte Tom Eliot. Der Vater ist irgend so 'n Baulöwe – und ganz astrein ist er nicht, sagen meine Cousins in St. Lou. Nicht, dass du von Henry auch nur andeutungsweise erfährst, was sein Dad treibt. Tut, als ob er's nicht wüsste, und es ist ihm sicher auch egal.«

»Warst du schon mal bei ihm zu Hause?«

»Soll das ein Witz sein? Er tut so geheimnisvoll, dass man denken könnte, die arbeiten da am Manhattan Project oder so was. Aber seine Mutter hab ich mal kennengelernt. Sozusagen per Zufall. Sie kam auf dem Weg nach New York in Hampden vorbei, um ihn zu besuchen, und ich bin ihr über den Weg gelaufen, als sie in Monmouth House im Erdgeschoss rumlief und die Leute fragte, ob sie wüssten, wo sein Zimmer ist.«

»Wie war sie denn?«

»Eine hübsche Lady. Dunkelhaarig und blauäugig wie Henry, Nerzmantel, zu viel Lippenstift und so Zeugs, wenn du mich fragst. Noch schrecklich jung. Henry ist ihr einziges Küken, und sie *betet* ihn an.« Er beugte sich vor und senkte die Stimme. »Die Familie hat ein Geld, das *glaubst* du nicht. Millionen und Abermillionen.

Altes Geld ist es natürlich nicht, im Gegenteil, aber Kohle ist Kohle, wenn du weißt, was ich meine.« Er zwinkerte mir zu. »Ach, übrigens. Was ich fragen wollte. Wie verdient dein Daddy sich seinen schnöden Mammon?«

»Im Ölgeschäft«, sagte ich. Das stimmte ja irgendwie.

Bunnys Mund formte sich zu einem kleinen runden o. »Ihr habt Ölquellen?«

»Na ja, wir haben eine«, sagte ich bescheiden.

»Aber das ist 'ne gute?«

»Das sagen sie wenigstens.«

»Junge«, sagte Bunny kopfschüttelnd. »Der goldene Westen. Mein Dad ist bloß ein lausiger alter Bankpräsident.«

Ich fühlte mich genötigt, das Thema – wenn auch ungeschickt – zu wechseln, denn wir nahmen hier Kurs auf tückische Gewässer. »Wenn Henry aus St. Louis ist«, sagte ich, »wie kommt es dann, dass er so klug ist?«

Es war eine harmlose Frage, aber Bunny zog unverhofft den Kopf zwischen die Schultern. »Henry hatte als kleiner Junge einen schlimmen Unfall«, sagte er. »Wurde von 'nem Auto überfahren oder so was und wäre fast gestorben. Er ging zwei Jahre nicht zur Schule, hatte Hauslehrer und so weiter, aber lange Zeit konnte er nicht viel anderes tun, als im Bett liegen und lesen. Ich schätze, er war eins von diesen Kindern, die auf College-Niveau lesen können, wenn sie ungefähr zwei Jahre alt sind.«

»Von 'nem Auto überfahren?«

»Ich *glaube*, das war es. Wüsste nicht, was es sonst gewesen sein könnte. Er spricht nicht gern drüber.« Er senkte die Stimme. »Hätte fast das Auge verloren dabei; kann auf dem einen auch nicht so gut sehen. Und er hat diesen steifen Gang, er humpelt fast. Nicht, dass es was ausmacht; er ist stark wie ein Ochse. Ich weiß nicht, was er gemacht hat, ob er *Gewichte* gehoben hat oder was, aber er hat sich jedenfalls wieder aufgebaut. Ein richtiger Teddy Roosevelt, der Hindernisse überwindet und alles. Dafür muss man ihn bewun-

dern.« Wieder strich er sich das Haar zurück und winkte dem Kellner, um noch einen Drink zu bestellen. »Ich meine, nimm nur mal jemanden wie Francis. Wenn du mich fragst, der ist genauso clever wie Henry. Kind aus besten Kreisen, tonnenweise Kohle. Aber er hat's zu leicht gehabt. Er ist faul. Spielt gern. Nach der Schule macht er nichts, aber säuft wie ein Fisch und geht auf Partys. Dagegen *Henry*.« Er zog eine Augenbraue hoch. »Den könntest du mit 'nem Knüppel nicht von seinen Griechischbüchern wegprügeln – ah, danke sehr, Sir«, sagte er zu dem Kellner, der ihm mit ausgestrecktem Arm ein weiteres Glas seines korallenroten Drinks entgegenhielt. »Willst du auch noch einen Drink?«

»Nein, danke.«

»Na los doch, mein Alter. Geht auf mich.«

»Noch einen Martini, denke ich«, sagte ich zu dem Kellner, der sich bereits abgewandt hatte. Er drehte sich um und funkelte mich an.

»Danke«, sagte ich lahm und wandte den Blick von seinem verhaltenen, hasserfüllten Lächeln ab.

»Weißt du, ich hasse nichts so sehr wie einen aufgeblasenen Schwulen«, sagte Bunny freundlich. »Wenn du mich fragst, ich finde, man sollte sie alle verhaften und auf dem Scheiterhaufen verbrennen.«

Ich habe Männer gekannt, die gegen die Homosexualität wettern, weil sie ihnen Unbehagen bereitet, weil sie vielleicht selbst Neigungen in diese Richtung hegen, und ich habe Männer gekannt, die gegen die Homosexualität wettern, weil sie es ernst meinen. Zuerst hatte ich Bunny der ersten Kategorie zugerechnet. Seine leutselige Studentenbrüderlichkeit war mir völlig fremd und daher suspekt; außerdem studierte er ebenfalls die Klassiker, die zwar sicher harmlos genug sind, in manchen Kreisen aber immer noch hochgezogene Augenbrauen hervorrufen. (»Wollen Sie wissen, was die Klassiker sind?«, fragte mich ein betrunkenere Zulassungsdekan auf einem Fakultätsfest vor zwei Jahren. »Ich sage

